



Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung
Jahrgang 1

Heft 1

Der Deutsche im Osten

Plan und Aufgabe

Was uns, Herausgeber und Schriftleiter, zu diesem Unternehmen förmlich zwang, war folgendes Erlebnis:

An zwei Orten des deutschen Ostens, die innerhalb des reichsdeutschen Staats- und Einflußbereichs zu den Gebieten gehören, die wohl am stärksten die Härten und Hindernisse eines Kampfes um volksdeutsche Lebensgeltung mitempfinden, in Danzig und Breslau, beides Vororte deutschen Willens zum Osten, entstand zu gleicher Zeit der gleiche Gedanke, unter dem gleichen Titel „Der Deutsche im Osten“ eine Zeitschrift herauszugeben, die sich nicht mehr wie bisher mit einem sachlich oder landschaftlich eng umgrenzten Gebiet volks- und auslandsdeutscher, bzw. provinzialdeutscher Lebensfragen beschäftigen, sondern ihr Wirken in den Dienst des gesamten Deutschtums im Osten stellen sollte. Während sich diese Menschen in Breslau und Danzig zu gemeinsamem Beginnen zusammenfanden, gesellten sich auch aus der östlichsten Provinz des Reiches, aus Ostpreußen, dem dritten großen Vorort deutschen Willens zum Osten, Stimmen, die nach einer gemeinsamen Grundlage für die große Aufgabe verlangten.

Dieses Verlangen nach gemeinsamer Aufgabenerfüllung erwuchs aus der Erkenntnis von der Gleichrichtung deutschen Ostland-Schicksals, die sich in allen Teilen dieses Raumes zu allen Zeiten mit einer fast gesehmäßig erscheinenden Tragik wiederholt. Wie im äußersten Nordosten das wagende Element kolonisierender Bauern und Kaufleute und schwertkundiger Ritter in den Zustand des baltischen Inselchicksals veretzt wurde dadurch, daß das Nachströmen der Ostlandfahrer versiegte und das Binnenreich in der Stunde der Entscheidung versagte und den Ritterorden dem Schicksal der ersten Schlacht von Tannenberg überließ, so erschien uns auch die Vereinsamung der deutschen Volksgruppen im Südoften durch ein ähnliches Schicksal bedingt. Die Habsburger wiederholten den verhäng-

nisvollen Fehler, des mittelalterlichen Raifertums, das nach Italien und nach einem römischen Weltreich strebte, und verschütteten den kolonialen Strom des in friedlicher Arbeit und mutigem Lebens Einsatz nach Südoften vordringenden Deutschtums. Und wie die Menschen des 2. Deutschen Reiches in selbstgenügsamem Streben nach materiellem Wohlstand die große deutsche Aufgabe im Nordosten, das Opfer für die Zukunft und den ewigen Bestand des Reiches versäumten, so überfahen sie auch in kleindeutscher Beschränkung des Blicks das Ringen des deutschen Volkstums im kaiserlichen Österreich um seinen Bestand gegen die andringende Welle fremden, vorwiegend slawischen Volkstums in Böhmen, in Kärnten, in Siebenbürgen, in der Zipz, in Teschen und Jägerndorf, in Ungarn, im heutigen Burgenland und nicht zuletzt in Wien selbst, wo die große deutsche Entscheidung mitbestimmt werden sollte. Sie setzten Habsburg mit Österreich gleich, machten dem Deutschösterreicher das verräterische Treiben fremdvölkischer Elemente zum Vorwurf, ja, wußten ihn nicht einmal von dem charakterlos und zersetzend wirkenden Volkstümmern umherwandernder k. k. Juden zu unterscheiden.

Dieser Gemeinsamkeit des Vorkriegschicksals entsprach die Gemeinsamkeit der Geschehnisse von Versailles, St. Germain und Trianon. Durch den deutschen Zusammenbruch, der das Auskommen einer scheinheilig-humanitär bemäntelten, angeblich demokratischen „Freiheits“-Idee ermöglichte, wurde nicht nur das Schicksal der im ehemaligen Reichsverband oder in den zentralen deutsch-österreichischen Gebieten lebenden Deutschen entschieden. Alle die Deutschen, die in kleinen Enklaven oder in größeren, geschlossenen Siedlungsräumen unter rumänischer, südslawischer, unter tschechischer und polnischer, unter litauischer, lettischer und estnischer und unter sowjetrußischer Herrschaft leben müssen, erleben das Gleiche: die Vergewaltigung des Volkstums durch die aus verlogendem, freimaure-

rischem Weltbürgertum entstandene Nationalstaatsidee westlich-demokratischer Färbung, die in allen diesen Staaten zum leitenden Staatsgedanken wurde und ihre niedrigste Ausprägung im bolschewistischen Ausrottungssystem gefunden hat, unter dem das Rußlanddeutschtum heute um seine letzten Positionen kämpft.

Daß diese vielgestaltige Tragik, in die deutsche Leistung und deutscher Wille im Osten immer wieder einmünden, nunmehr fruchtbar werde, daß aus diesem tragischen Geschick die Keime eines neuen Lebens erstehen mögen, dazu beizutragen ist unsere erste Aufgabe.

Unmöglich und hoffnungslos wäre dieses Beginnen, wäre nur die Tragik, das Negative der Schicksalsschläge verbindendes Band, das sich um alle Deutschen im Osten schlingt. Gerade die großen positiven Leistungen dieses Volkstums, das im klingenden Streit der Waffen, in zähem stummem Kampf mit Pflug und Spaten, in stolzen Bauten und schönen Zeugnissen des Geistes und der Kunst ein großes, reiches Kapitel deutscher Volksgeschichte geschrieben hat, diese stolze Tradition, die Binnendeutsche, Grenzlanddeutsche und die Deutschen in der weiten Fremde des Ostens verbindet und durch die täglich neugesforderte Tat bis heute lebendig geblieben ist, ist der Inhalt dieses Gemeinschaftsberufstums. Auf eins nur brauchen wir hinzuweisen: Aus dem Nordosten strömte ins Binnendeutschtum die preussische Staatsidee, Grundlage zur äußeren Gestaltung des ewig werdenden Reiches, aus dem Südosten der Volkstumsgedanke, den der Österreicher Adolf Hitler als Vermächtnis seiner Heimat ins Reich trug und zum Keim einer neuen Weltanschauung werden ließ, die als obersten Leitsatz den Volksgedanken in seiner tiefsten russischen Begründung über allem Denken und Handeln aufrichtete.

Weil wir in der Idee des Nationalsozialismus die erste vollkommene Bewirklichung dessen sehen, was der Inbegriff des Deutschtums ist, weil wir als unbedingte Nationalsozialisten an die Aufgabe herantreten wollen, die wir uns gestellt haben, darum liegt, wenn wir vom „Deutschen im Osten“ sprechen, der Ton auf dem Worte „deutsch“.

Nicht in einer trüben Ostraurromantik, die von einer wirklichkeitsfremden Erwartung ausgeht, daß das Licht aus der fremdrassigen, womöglich russischen Weite des Ostens in den Westen dringen werde, nicht in einer geographischen Theoretik, die über scheinbaren „Gesetzen“ des Raumes das schöpferische Wirken der menschlichen Rasse vergißt, — nur in dem Wesen des deutschen Menschen, wie er uns als die Verkörperung der einen, nordischen Rasse überall entgegentritt, können wir das alleingültige Maß für unsere Arbeit finden.

Dieser Grundsatz verpflichtet uns, jede künstliche geographische Verengerung zu vermeiden. Wir sehen den Osten nicht als einen isolierten, in sich begrenzten Raum, wenn wir auch die Bedingungen, die sich aus der geographischen Gliederung ergeben, die Weite und Offenheit des Gebietes, das gegen Osten bis an den Ural keine ausgedehnten natürlichen Grenzen kennt, sehr wohl zu beurteilen vermögen. Ist doch diese Weite und Grenzenlosigkeit letztlich das Schicksal des ganzen deutschen Volkes, dessen Volkstumsgrenzen nach Osten in einer Weise aufklaffen, wie es kein anderes Volk der Welt kennt. Wir sehen den europäischen Osten im Zusammenhang mit Gesamteuropa. Wir sehen den Lebensraum, den dort deutsches und fremdes Volkstum teilen, im Zusammenhang mit dem Lebensraum des deutschen Staatsvolkes, des Reichsdeutschtums, besonders in den östlichen Provinzen.

Die großräumige Erfassung des Zusammenhanges nach Osten und nach Westen verpflichtet uns zu einer gleichen Weite des Blicks nach Norden und nach Süden. Darin liegt der Grund, warum wir dem Norden und seinem Geschehen auch in dieser Zeitschrift des Ostens einen ständigen Platz einräumen, weil der Norden nicht fehlen darf, wo das Schicksalsmeer der Ostsee als ein Zentrum der Entscheidung auch des ostdeutschen Schicksals erkannt ist. Alfred Rosenberg hat in den beiden großen Reden, die er im Jahre 1934 auf dem Marktplatz in Lübeck und im großen Remter der Marienburg gehalten hat, auf diesen Zusammenhang aufmerksam ge-

macht. Von der Ostsee hat sich der Strom der nordisch-germanischen Völker über Europa ergossen, hier trug das niederdutsche Element, das bis auf den heutigen Tag das Gesicht nordostdeutschen Volkstums bestimmt, mit den Taten der Hanse die Tradition der Wikinger fort bis in die neueste Zeit, die an uns die Forderung stellt, die Basis deutscher Seegelung gegen den Vorherrschaftsanspruch eines aus dem Binnenlande vordringendes slavisches Volkstum zu verteidigen. Dieses slavische Volkstum hat sich an seinem Meereszugang ein Institut errichtet, das ausschließlich für die Verbreitung der Erkenntnis von der natürlichen Verbindung des östlichen mit dem nordisch-baltischen Raum tätig ist. Dieses Volk hat auch die Richtung nach dem Süden nicht aus dem Auge verloren und spricht deshalb von einer „Schwarzmeer-Ostseepolitik“. Ebenso sind auch wir verpflichtet, die Weite des Blicks auch in südlicher Richtung offenzuhalten. Wir beschränken uns daher nicht auf die Einbeziehung des Südostdeuschtums, sondern wollen — ähnlich wie im Norden den Ostseeraum — im Süden den großen Hintergrund des Balkanraumes zur Geltung kommen lassen.

Wir sprachen von „künstlicher geographischer Verengung“. Wenn wir sie vermeiden, können wir auch nicht in den Fehler verfallen, über den Lebensforderungen unseres Volkstums die Eigengefehllichkeit fremdvölkischen und fremdstaatlichen Lebens zu übersehen. Die Lebensbedingungen der Völker und Rassen, mit denen unser deutsches Volkstum im Osten den Lebensraum teilt, gehören zu dem Bild, das zu vermitteln unsere Aufgabe ist. Allen Verzerrungen und Einseitigkeiten wollen wir ebenso zu entgehen suchen, wie wir auf allzu zartbesaitete Empfindlichkeiten gewisser Nachbarstaaten keine Rücksicht zu nehmen gedenken.

Die Vermeidung „geographischer Engigkeit“ soll uns auch verhindern, krampfhaft nur östliche Themen zu behandeln, nur ostdeutsche Verfasser zu Worte kommen zu lassen, nur ostdeutsche Bilder und ostdeutsche Werke. Das Wort „Osten“ in dem Titel unserer Zeitschrift bezeichnet

den Standort, auf den uns das Schicksal gestellt hat, der Inhalt unserer Aufgabe ist deutsch schlecht hin. Natürlich soll es in erster Linie der Deutsche des Ostens sein, der hier einen gemeinsamen Ausgangspunkt findet, um zum gesamten Volke seine Stimme zu erheben, sein Wort, seine Erzählung, sein Gedicht, sein Bild und Bauwerk aus Vergangenheit und Gegenwart zur großen Heimat, zum Reich, sprechen zu lassen. Und darin wird der Schwerpunkt unserer Aufgabe liegen: in der höchsten Form seines Lebensausdrucks, in Dichtung und bildender Kunst soll dieser deutsche Mensch das Bild seines Wesens vor der Breite des gesamten deutschen Volkstums erstehen lassen. So tritt es greifbarer hervor, als es beschreibende, typisierende Darstellung mit Karten und Statistik jemals hinzustellen vermag. Damit hoffen wir zu erfüllen, was unser höchster Ehrgeiz ist, nämlich, volkstümlich im besten Sinne zu sein.

„So haben Sie sich die schwerste Aufgabe gestellt“, schrieb ein junger ostdeutscher Dichter an die Schriftleitung, die ihn zur Mithilfe an diesem Werk aufforderte — „es gibt so viele Zeitschriften, die das zu sein vorgeben und verwechseln doch immer das große Einfache mit dem Primitiven und raffiniert Kindlichen. Es wird auf eins vor allem ankommen: die Stimme unserer Landschaft muß groß und stark erklingen, es muß immer das Rauschen des Meeres, der weiten Wälder zu vernehmen sein, aus der unermesslichen Ebene kommt unser Ruf. Das wäre doch wenig in unserer Zeit, wenn nicht auch das immer in allem zu spüren wäre: die Menschen stehen im Kampf, das Schicksal steigt wolkiger auf über ihnen.“

Im Westen und Süden des Reiches sind die Schriftsteller schon mehr Goldschmiedekünstler. Im Osten ackern, roden sie noch, sind den Urgewalten, dem Ewigen näher. Die Sonne muß im Osten immer wieder aufgehen, auch für die deutsche Dichtung!

Wir stehen alle im Anfang, aber ich glaube an den schönen Sieg!“

Herausgeber und Schriftleitung.

Der jubilierende tschechische Kleinbürger und die „Hakenkrazlerschi“

20 Jahre Tschechollowakei

Die Tschechollowakei wird in diesem Jahre ihren zwanzigsten Geburtstag feiern. Zwanzig Jahre sind im Leben der Völker und der meisten Staaten eine kurze Spanne Zeit. Sie bedeuten daher im Leben eines Volkes an sich nicht viel, für die Tschechen jedoch alles. Und besonders für den heutigen Tschechen, der auf dem heißen Boden eines jahrtausendalten Volkstumskampfes von einem ins Nationale übergeschlagenen Kleinbürgerlichen Lebensgefühl beherrscht wird.

„Früher hieß es für den Tschechen“ — so ist in nicht zu übertreffender Weise das tschechische Kleinbürgertum, das nun in Jubelstimmung gebracht wird, einmal charakterisiert worden, „der Staat muß „unser“ werden. Jetzt ist der Staat „unser“. Aus dem Trutzgefühl ist ein Besitzgefühl geworden, aber die Kleinbürger erleben es in derselben Umwelt der nationalen Gegensätze, in denselben Spannungen, die der neue Staat mit umgekehrten Vorzeichen aus der Erbschaft des alten Österreich übernommen hat. Im privaten Leben sind diese Kleinbürger gutmütige Leute, von einer vielleicht etwas knurrigen, aber nicht falschen Freundlichkeit, fleißig, sparsam, sehr solide, bildungshungrig und anspruchslos. Nur im Politischen sind sie äußerst empfindlich, mißtrauisch, humorlos, gleich sehr aufgeregt. Da verstehen sie keinen Spaß: Wir sind hier in Böhmen, mein Herr, da wird gefälligst böhmisch gesprochen. („Böhmisch“ und „tschechisch“ ist in der tschechischen Sprache dasselbe Wort.) Jetzt sind wir oben; da wollen wir uns mal einrichten; jetzt sind wir die Herren; wir haben das verdient; wenn wir auch nur ein kleines Volk sind, wir sind nicht mehr unterdrückt und unsere Kinder sollen Beamte werden, hohe Beamte sogar, mindestens Obersektionsräte. In solchen Aufse-

rungen des Kleinbürgerlichen Besitzgefühles steckt freilich auch schon ein gut Stück Besizangst und Unsicherheit verborgen. Die Wirtschaftskrise der vergangenen Jahre und die politischen Umwälzungen in Europa haben auch die Welt der tschechischen Kleinbürger erschüttert. Sie spüren das schon an ihrer eigenen Aufregung. Aber sie verstehen es nicht und starren auf den Sündenbock, auf den ihre Zeitungen Jahre hindurch alles Unbequeme abgeladen haben: die „Hakenkrazlerschi“. Die führenden Schichten haben zwar inzwischen gelernt, weiter zu sehen. Sie wissen, daß die Probleme mit dem Deuten auf einen Sündenbock nicht zu lösen sind. Aber in den breiten Massen des Kleinbürgertums haben sich die Vorteile so tief eingefressen, daß der Abstand zwischen politischem Gefühl und politischer Einsicht, zwischen starrer Tradition und lebendiger Entwicklung schon sehr groß geworden ist.“

Aus dieser kleinbürgerlichen Geistigkeit sehen die Tschechen im Abschluß des zweiten Jahrzehntes ihrer staatlichen Selbständigkeit ein bedeutungsvolles Ereignis für sich und die Welt, das mit Glanz und Glorie gefeiert werden muß. So hat man im vergangenen Jahr mit angespanntem Interesse die Vorbereitungen für die Zwanzigjahrfeiern in Moskau verfolgt, um in diesem Jahr im Kleinen nachzuahmen, was dort im Großen gezeigt worden ist. Und nun geht der tschechische Kleinbürger mit viel Liebe und Sorgfalt an die Vorbereitungen der Geburtstagsfeierlichkeiten für sein Vaterland.

Schon werden in den Schaufenstern der Städte die Zahl 20 in goldener und silberner Ausführung umkränzt von Lindenblättern oder Lorbeerzweigen, sichtbar, die wie der Stern die Krippe in Bethlehem die Häupter der führenden tschechischen Staatsmänner überstrahlt.

Bilder aus der unblutigen Revolutionszeit werden ausgestellt, die ihre Höhepunkte in der Zertrümmerung der Hoheitszeichen des versunkenen Donauraiches, mit dem die Tschechen durch vier Jahrhunderte nicht zu ihrem Nachteil ihr Schicksal teilten, und im Stürzen der Standbilder der Habsburger und der seligen Jungfrau Maria erlebte.

Andenken aus dem Kriege, eingehüllt in das heilige Fahmentuch der tschechischen Trifolore, werden der kriegs- und nachkriegsgeborenen Jugend wie Reliquien eines seltenen Heiligen gezeigt, um ihr eine Vorstellung vom Heldenkampf ihrer Väter zu vermitteln.

Und neben all diesen Bildern und Dokumenten der Vergangenheit stellt man mit betontem Stolz die Bilder von Bauwerken, Brücken und Straßen, die im Laufe der vergangenen zwanzig Jahre auf dem Boden der neuen Staatlichkeit — wenn auch zumeist nach fremdem Vorbild — entstanden sind. Das tut dem tschechischen Kleinbürger in seiner Freude keinen Abbruch. Hauptsache ist ihm, er kann überhaupt etwas Neues neben den monumentalen Denkmälern der deutschen Vergangenheit im Sudetenraum zeigen. Er geht daher mit viel Liebe an die Vorbereitungen für die Jubiläumsfeierlichkeiten. Auch etwas hämische Schadenfreude und leichter Spott über die, die seinem Vaterlande kein langes Leben prophezeit hatten, und nicht zuletzt das angedeutete Herrengefühl des kleinen Mannes wirken mit. Er will mit stolzer Freude der Welt sagen: „Seht nur her, diese Berge, Wälder und Flüsse, diese Bauten, Brücken und Straßen, diese Fabriken, Industrieanlagen und Schächte usw. Ja, das ist alles unser Werk. So sind wir Tschechen.“ Und dabei ist er der stillen Überzeugung, daß dies alles in dieser Größe einmalig ist und nur in „seinem“ Vaterlande in solcher Pracht vorkommt. Und so sieht er in geradezu kindlicher Freude den kommenden Monaten mit ihren kleinen und großen Feiern entgegen, vergißt, daß der Staat, dem er nun in aller Hingabe seine Liebe und Freizeit opfert, tief in seinen Geldbeutel greift, die Steuerschraube rücksichtslos anzieht und achtet nicht der dunklen Wolken am Himmel seiner Welt.

Der Befundung seines Gefühles sind keine Schranken gesetzt. Es kann sich in jeder Richtung auswirken und gestalten. Und die Prager Regierung hat guten Grund, diese Gefühlsbefundungen zu fördern, weil sie von den Realitäten des Alltags ablenken.

Das ungelöste Nationalitätenproblem in der Tschechoslowakei ist in das Blickfeld europäischer Politik gerückt und etwas reichlich spät als ein gefährlicher Brandherd in Europa erkannt worden. Seit 18 Jahren wurde der Welt suggeriert, der tschechoslowakische Vielvölkerstaat sei ein Nationalstaat, das Nationalitätenproblem zur Zufriedenheit der „Minderheiten“ gelöst. Von Tschechen aber werden alle Anstrengungen gemacht, dieses Ziel durch Entrechtung und Entnationalisierung der Volksgruppen zu erreichen. Im 19. Jahr tschechoslowakischer Staatlichkeit sieht sich die Prager Regierung gezwungen, der Welt einzugestehen, daß das Nationalitätenproblem ihres Staates nicht gelöst ist und Änderungen ihrer bisherigen Minderheitenpolitik in Aussicht zu stellen, was durch die Geste des 18. Februar 1937 erfolgte. Damit traf sie natürlich die Tschechen selbst, die nun alles Unrecht abändern sollen, was sie bisher im Mantel der Legalität betrieben und die jetzt der Ausführung der Wünsche der Regierung Widerstand entgegensetzen. Am 18. Februar des vergangenen Jahres hatte die Prager Regierung nämlich versprochen, von nun an das Sudetendeutschtum als gleichberechtigten Partner im Staate zu behandeln.

Der Wert und die Bedeutung der Prager Regierungsgeste vom 18. Februar 1937 ist im Verlaufe der Aussprache über den Staatsvoranschlag für das Jahr 1938 deutlich sichtbar geworden. Wenn auch nach den Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre selbst der ex-officio-Verteidiger des Staatsbudgets nicht an die Richtigkeit der angeführten Zahlen glaubt und die Herren Abgeordneten überzeugt sind, daß ihre Kritik daran keine Änderung oder Verbesserung herbeiführen werde, so hat die ganze Debatte dennoch stärkste Bedeutung. Die Bewilligung des Staats-

budgets ist eine Angelegenheit des Vertrauens für die und zu der Regierung. Und so beschränkt sich die Debatte auch nicht auf die Zahlen des Staatsvoranschlages, sondern führt zu einer Behandlung der Gesamtprobleme des Staates. Für die Angehörigen der einzelnen Volksgruppen aber wird die Budgetdebatte zum Anlaß, die Minderheitenpolitik der Regierung im großen Stil zu behandeln und ihr die uneingelösten Wechsel vorzulegen.

Diesmal glaubte Ministerpräsident Hodza den Anklägern seiner Minderheitenpolitik zuvorkommen zu müssen, indem er unumwunden erklärte, daß auf dem Gebiete der Minderheitenpolitik vieles noch zu verbessern sei, die Regierung aber um die nationale Proportionalität bemüht sei. Zur Bekräftigung dessen führte er eine Reihe von Zahlen an: So seien im ersten Vierteljahr nach dem Abkommen vom 18. Februar 1937 4048 neue Angestellte in den Staatsdienst aufgenommen worden, hiervon 88,61 v. H. „Tschechoslowaken“, 8,52 v. H. Deutsche, außerdem 17 982 Hilfsarbeiter, hiervon 84,95 v. H. „Tschechoslowaken“, 14,82 v. H. Deutsche. Im nächsten Vierteljahr seien insgesamt 2847 in den Staatsdienst aufgenommen worden, hiervon 83,18 v. H. „Tschechoslowaken“, 12,6 v. H. Deutsche. Bei der Richtereinstellung sei der Nationalitätenschlüssel angewendet worden.

Nun machen die Sudetendeutschen bekanntlich rund 22 v. H. der Gesamtbevölkerung des Staates aus. Die angeführten Zahlen des Ministerpräsidenten zeigen aber, daß dieser Hundertsatz nirgends erreicht wurde. Daran trägt allerdings nicht etwa der Staat als Arbeitgeber die Schuld, sondern — die bösen Sudetendeutschen selbst, die nach dem Wort Hodzas „viele Jahre hindurch den Staatsdienst boykottierten“.

Die Zahlen des Ministerpräsidenten stimmen nicht und vermitteln überdies ein völlig falsches Bild. Der sudetendeutsche Abgeordnete Kundt hielt dem Ministerpräsidenten die tatsächlichen Zahlen über die Anstellung und Ernennung deutscher Richter entgegen, die — wie nicht anders erwartet werden konnte — von Herrn Dr. Hodza unwiderlegt blieben. Es

wurde behauptet, bei den Richteranstellungen sei den Versicherungen aus dem Februar-Abkommen Genüge getan worden. Seit diesem Tage aber sind bis September folgende Änderungen eingetreten: Beim Obersten Gericht wurden zwei Senatspräsidenten und drei Räte ernannt, alle Tschechen. Dabei gibt es eine große Zahl deutscher Richter, die sich politisch in keiner Weise bisher betätigt haben, eine erstklassige Qualifikation aufweisen, so daß sie sich nicht einmal der tschechischen Sprachenprüfung zu unterziehen brauchten, und die schon längst verdient hätten, auf einen höheren Posten zu gelangen, aber noch immer irgendwo als einfache Richter tätig sein müssen. Beim Obersten Verwaltungsgericht wurden der zweite Präsident, vier Senatspräsidenten, zwei Räte und zwei Sekretäre ernannt, darunter — ein Deutscher. Bei drei Kreisgerichten wurde ein deutscher Präsident ernannt. Zu Kreisgerichtspräsidenten in der vierten Gehaltsstufe wurden zwar drei Tschechen ernannt, aber kein Deutscher. Zu Gerichtsvizepräsidenten wurden 14 Tschechen und — ein Deutscher ernannt. Während 30 Tschechen zu Gerichtsräten ernannt wurden, wurde diese Beförderung nur 12 Deutschen zuteil. Bezirksrichter wurden 44 Tschechen, neun Deutsche und ein Jude. Zu Richtern in der zweiten Gruppe wurden 27 Tschechen und drei Deutsche ernannt.

Mit der Proportionalität ist es also nichts. Ministerpräsident Hodza hat weiterhin vergessen anzugeben, daß es sich bei den übrigen neuangestellten Arbeitern vorwiegend um Saisonarbeiter handelte, die schon längst wieder abgebaut sind.

Als einen weiteren „Beweis für die Proportionalität“ führte Dr. Hodza den Anteil der deutschen Steuerzahler an den Steuerabschreibungen an. Im Jahre 1936 habe der Anteil der Steuerabschreibungen im Gebiete der tschechischen Textilindustrie, z. B. in Nachod 13 v. H., in Uch 18 v. H., in Warnsdorf 50 v. H., und in Rumburg sogar 80 v. H. betragen. Es seien also die deutschen Steuerzahler bei den Abschreibungen über das proportionale Verhältnis hinaus berücksichtigt worden.

Die höheren Steuerabschreibungen bei deutschen Firmen sind aber kein Beweis

für eine wirkliche Gleichberechtigung der Deutschen im tschechoslowakischen Staate, sondern lediglich für ihre schwere wirtschaftliche Benachteiligung, durch die sie geradezu zugrunde gerichtet wurden und nun infolge ihrer Zahlungsunfähigkeit um Steuerermäßigungen nachsuchen müssen.

Aud so ließen sich noch eine Reihe anderer Beispiele anführen. Ebenso interessant wie bedeutungsvoll ist es, den Ausführungen des Ministerpräsidenten die Kritik eines Regierungsanhängers, des Sozialdemokraten Abg. Jaksch, gegenüberzustellen, die wohl nicht im Prager Parlament besprochen wurde, sondern in der tschechischen Zeitschrift „Přítomost“ erschienen war. Diese Gegenüberstellung ergibt folgendes Bild:

Ministerpräsident Hodža:

„Wir bemühen uns um die nationale Proportionalität, wollen aber diese Parole nicht zum mechanischen Maßstab der wirklichen Bedürfnisse machen. Man darf nicht vergessen, daß ein Großteil der Deutschen viele Jahre hindurch den tschechoslowakischen Staatsdienst direkt boykottierte. Für diese Störung in der Entwicklung der Minderheiten-Proportionalität übernehmen weder die Tschechen noch die Regierung die Verantwortung.“

Der Marxist Jaksch:

„Wir stoßen bei unseren Bemühungen sehr oft auf die praktische Auslegung des Nationalstaatsbegriffes, die einfach die Möglichkeit ausschließt, die deutsche Proportionalität zu erreichen. Das tschechische Volk ist nahezu einmütig in seinem Willen, die nationale Einheit auf seinem Gebiet zu erhalten. Wo außerhalb der historischen deutschen Inseln auch nur der Keim einer kollektiven deutschen Existenz auftaucht, erklingt bereits der laute Protest gegen die Gefahr der Germanisation.“

Ministerpräsident Hodža:

„Es ist ein schwerer Irrtum, anzunehmen, daß sich die tschechoslowakische Öffentlichkeit gegen das Bemühen um die nationale Proportionalität im öffentlichen Dienst stelle. Für einzelne Kategorien haben zu wenig Bewerber mit der notwendigen Qualifikation zur Berufung gestanden.“

Der Marxist Jaksch:

„Wenn von den deutschen Bewerbern

verlangt würde, daß sie die tschechische Sprache nur so weit beherrschen müssen, soweit es ihr Dienst erfordert, so ließe sich mancherlei verbessern. Dieser Teil des Februar-Abkommens harret noch seiner praktischen Durchführung.“

Ministerpräsident Hodža:

„Unsere Minderheitenpolitik gibt sich nicht mit feierlichen Erklärungen und Pakten zufrieden, da sie den Minderheiten eine weit wertvollere Garantie gewährt. Diese Garantie beruht in dem freiwilligen Entschluß der tschechoslowakischen Demokratie, unseren Deutschen und zugleich auch den Magyaren und Polen alles zu sichern, was ihnen ein gerechtes Vaterland geben kann. Die tschechoslowakische Republik tut dies auf der Grundlage ihrer staatlichen Souveränität. Ein Volk, das in seiner Geschichte eine solche Unterdrückung mitmachte wie wir, wird sich niemals dazu hergeben, anderen Unrecht zu tun, und wird sich immer dessen bewusst sein, daß die Stärke seines Staates um so dauerhafter ist, je organischer sich Gerechtigkeit und gleiches Recht für alle, ohne Unterschied der Nation, Rasse und Religion in diese Staatlichkeit einreihen.“

Der Marxist Jaksch:

„Wir dürfen nicht verheimlichen, daß die deutsche Bevölkerung immer mehr von der Vorstellung beherrscht wird, daß sie ein Opfer eines zielbewußten Feldzuges wird, der den Zweck hat, sie zu unterdrücken. Je mehr das deutsche Element aus den öffentlichen Diensten in den Gebieten verschwindet, wo die deutsche Bevölkerung wohnt, desto mehr entsteht der optische Eindruck einer nationalen, fremden Oberhoheit. Die praktische Nationalpolitik kann nicht durch eine nationale Bewegung, die zu den Grenzen zielt, abgesteckt werden. In dem Maße, wie sich die Deutschen in ihrer nationalen Existenz bedroht fühlen, werden sie sich von der ideologischen Grundlage dieses Staates entfernen. Das Problem der tschechischen Minderheiten kann nicht durch anti-deutsche Expansion gelöst werden, sondern durch moralische und ideelle Gewinnung — wenigstens der Mehrheit der deutschen Bevölkerung für den Staatsgedanken.“

Eine bessere Kontrastierung zwischen tschechischen Regierungsworten und der

rauen sudetendeutschen Wirklichkeit ist kaum möglich.

Und die gleichen Klagen wie die Sudetendeutschen führen die Slowaken, Ungarn, Ukrainer und Polen. Die inneren Spannungen bestehen weiter und werden oft noch schrille Dissonanzen erzeugen, die in die Jubelmusik der Jubiläumsfeierlichkeiten klingen werden.

Das von dem tschechischen Außenminister und jetzigen Staatspräsidenten von jeher gewünschte, aber 1935 mit nervöser Hast abgeschlossene Sowjetbündnis hat die außenpolitische Situation der Tschechoslowakei insofern verschlechtert, als es zu einer Isolierung Prags führt, über die man zwar das tschechische Volk hinwegtäuschen kann durch die starke Betonung

der sowjetrussischen Freundschaft und der lauten Versicherung „Wir stehen wirklich nicht allein da . . .“, von der aber die Herren im Hradschin vielleicht auch aus dem Munde Delbos Kenntnis nehmen mußten.

Der tschechische Kleinbürger sieht die Lage anders. In seiner Jubiläumsstimmung blickt er in die Vergangenheit und nicht in die Zukunft, seine Sorgen drehen sich um Girlanden und Fahnentuch, Festredner und ebenso patriotische wie einnahmesichere Programmschlager. Das andere, so denkt er, soll man in Prag machen, denn schließlich zahlt er seine vielen Steuern, von denen die Herren „oben“ gut leben können und noch besser regieren sollen.

W i n t e r n a c h t

Sonett, Weimar 1808

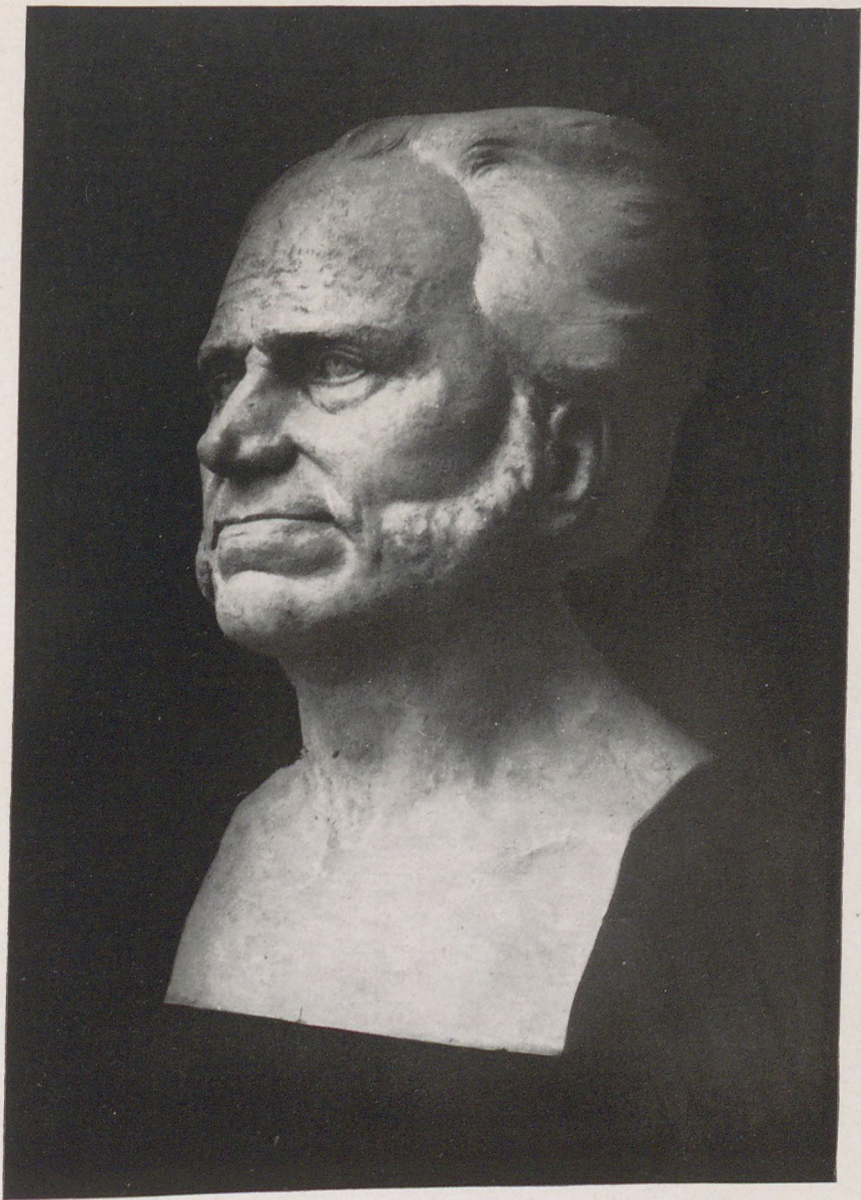
Von Arthur Schopenhauer.

Die lange Winternacht will nimmer enden;
Als käm' sie nimmermehr, die Sonne weilet;
Der Sturm mit Eulen um die Wette heulet;
Die Waffen klirren, an den morschen Wänden.

Und off'ne Gräber ihre Geister senden:
Sie wollen, um mich her im Kreis vertheilet,
Die Seele schrecken, daß sie nimmer heilet; —
Doch will ich nicht auf sie die Blicke wenden.

Den Tag, den Tag, ich will ihn laut verkünden!
Nacht und Gespenster werden vor ihm fliehen:
Gemeldet ist er schon vom Morgensterne.

Bald wird es licht, auch in den tiefsten Gründen:
Die Welt wird Glanz und Farbe überziehen,
Ein tiefes Blau die unbegranzte Ferne.



Bildnisbüste Arthur Schopenhauers
von Franz Lehmann-Siegmundsburg

Arthur Schopenhauer und das Erbe seiner Ahnen

Der Gau Danzig der NSDAP. und der Senat der Freien Stadt feierten am 22. Februar in einer großen Gedächtniskundgebung das 150. Geburtstagjubiläum eines der größten Söhne Danzigs, Arthur Schopenhauers. Im Mittelpunkt der Kundgebung stand ein Vortrag Alfred Rosenbergs, der die Danziger Veranstaltung auch für das Reich offiziell erklärt hat. Ausgehend von dem Bekenntnis, das Alfred Rosenberg im „Mythus des 20. Jahrhunderts“ zu dem heroischen Wesenszug und der nordischen Grundhaltung der Philosophie Schopenhauers abgelegt hat, regten wir einen ostdeutschen Schopenhauerkenner an, den in Heimat und Abstammung liegenden Wurzeln des Schopenhauerschen Wesens nachzugehen.

Mit der Stadt Danzig, die am 150. Geburtstag Schopenhauers ihres großen Sohnes gedenkt, vereinigt sich die Schopenhauergemeinde in allen Erdteilen und Nationen, die unübersehbare Zahl aller derer, die in ihm den Meister verehren, der ihnen der Führer der Weltanschauung wurde. Schopenhauer ist unbestritten der größte Denker nach Immanuel Kant, dessen geistiges Erbe er antrat, um es in ungeahnter Weise weiter zu entwickeln. Unter den philosophischen Schriftstellern ist er überhaupt der größte. Denn keinem anderen war es gegeben, in gleicher Klarheit tiefgründige Gedanken in vollendeter Form zum Ausdruck zu bringen und sie durch eine Fülle schöner Bilder dem Verständnis einleuchtend zu machen. Eine Künstlerseele von seltener Erlebnisfähigkeit, hat er das Wesen aller Künste, besonders der Musik, klargelegt. Er hat Richard Wagner die Seele gefüllt und ihm die weltanschauliche Grundlage für sein Kunstwerk vermittelt. Selbst Friedrich Nietzsche, der es sich im Laufe seiner späteren Entwicklung zur Aufgabe machte, die Welt „von Schopenhauer zu befreien“, neigte zu Beginn seiner kämpferischen Laufbahn den Degen vor der Größe schopenhauerischen Geistes. Seine Schrift „Schopenhauer als Erzieher“ zeigt in dankbarer Würdigung, was der Meister ihm bedeutet hat. Mit Schopenhauerscher Welterkenntnis im Herzen zog Dr. Karl Peters nach Afrika, um von praktischem Idealismus getragen, für Deutschland die Kolonie Deutsch-Ostafrika zu erkämpfen.

Wir deutsche Menschen des Ostens sehen in Schopenhauers Ge-

denkenwelt die gleichen geistigen Kräfte wirken, die die Kultur unseres Lebensraumes bestimmen. Immer verband sich der hohe ideale Gedanke mit dem zähen, starken Willen. In klarer Erkenntnis der realen Gegebenheiten unserer Grenzlande konnte hier nur ein Menschentum lebenaufbauende Arbeiten leisten, das, zu jedem Opfer bereit, nie die große Ganzheit deutschen Volkstums vergaß und in klarer Zielstrebigkeit praktische Klugheit mit rücksichtslosem Kämpferwillen vereinte. Der Deutsche des Ostens ist erdverbunden, nüchtern bis zur Härte. Aber den Realismus des Handelns verkärt die Idealität des Planes und des großen Zieles. Real-Idealismus ist der Wesenstyp dieses deutschen Menschen. Er ist mit der wertvollste auf dem Boden der germanisch-nordischen Rasse.

Arthur Schopenhauer atmete diese geistige Luft hier in Danzig von früher Kindheit an im Hause seines Vaters, des Kaufmanns Heinrich Floris, und in dem seines Großvaters, des Senators Christian Heinrich Trostener. Als sein Vater dann im Troß gegen das monarchistische Preußen seinen Wohnsitz nach Hamburg verlegte, und im zähen Aufbauwillen ein neues Geschäft schuf, waren es im Daseinskampfe und im Erfolg wieder die gleichen charakterlichen Eigenschaften, die sich vor ihm, wenn auch in spröder, widriger Weise entfalteten. Der Vater bestimmte ihn, ohne nach seinen Wünschen zu fragen, ebenfalls zum Kaufmannsberufe.

Es ist bekannt, daß erst der Tod des Vaters seiner Mutter und auch ihm den Weg freilegte zur Erfüllung ihres

eigenen Lebenssinnes. Die weltaufgeschlossene Mutter verstand es, in den Kreis Goethes in Weimar zu gelangen, er, der hochbegabte nur im Geistigen seine Ziele sehende Sohn durfte sich auf das Studium vorbereiten. In kurzer Zeit vollbrachte er diese gewichtige Leistung. Er war sich ja der gleichen Kräfte wie seine Väter bewußt, hatte ihr Selbstbewußtsein, die gedankliche Klarheit ihrer Zielsetzungen und denselben starken Willen. So verhalf er seinem Genius zum Durchbruch und seiner Lebensidee, ein Denker und Deuter der Welt und des Lebens zu werden.

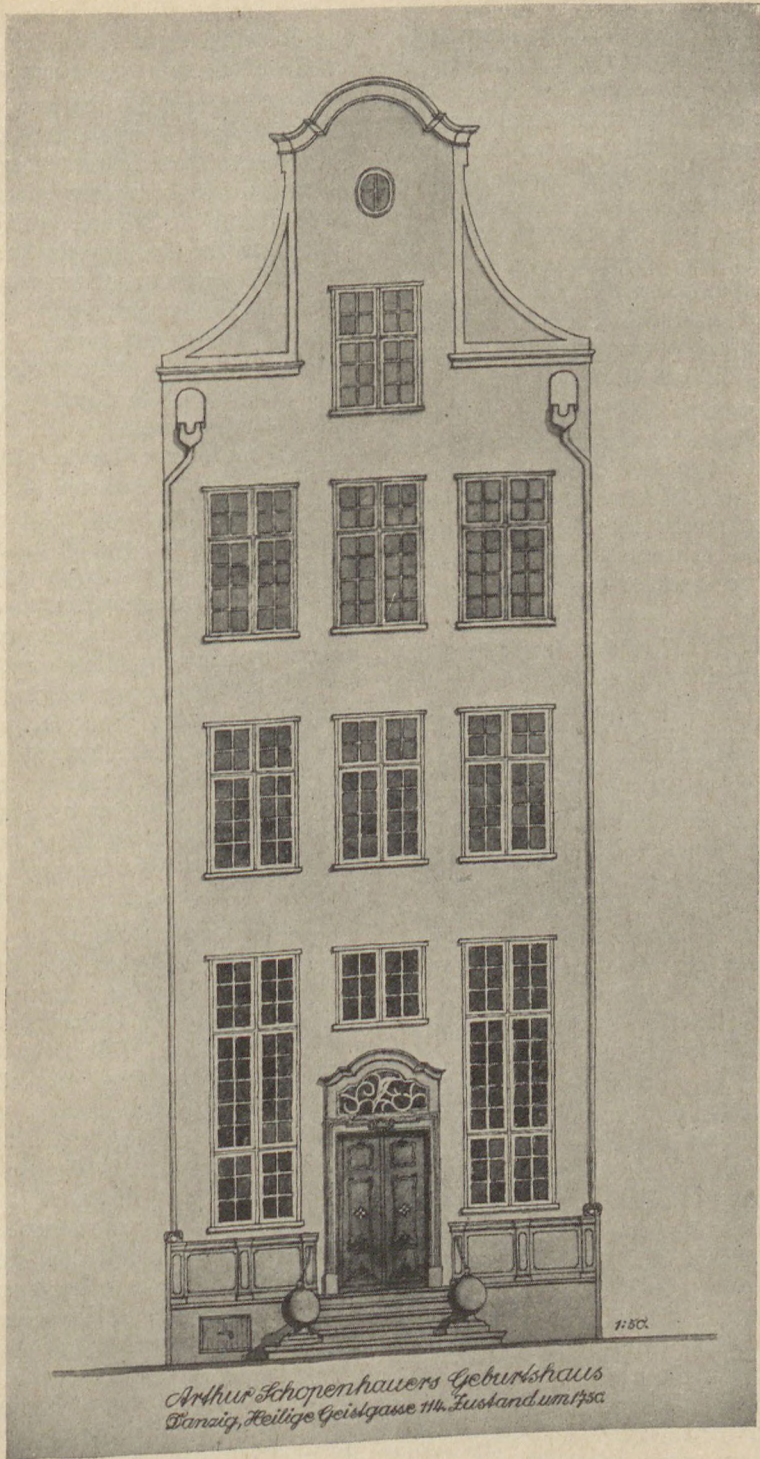
Mit 30 Jahren konnte er der Öffentlichkeit die neue Weltanschauung verkünden, die er gefunden hatte. Er nannte sein Werk, das trotz mancher anderer Schriften, die er in späteren Jahren schrieb, das Hauptwerk seines Lebens blieb: „Die Welt als Wille und Vorstellung.“ Die Lehre vom Willen ist in all seinen Schriften der Kraftmittelpunkt, um den die Welten seiner Gedanken ihre Bahnen ziehen.

„Die Welt als Wille und Vorstellung.“ Fußend auf der unwälzenden Erkenntnis des großen Königsbergers, Immanuel Kant, daß die Dinge der gegenständlichen Welt nicht so sind, wie sie scheinen, folgert Schopenhauer, daß diese Welt der Form nach idealen Charakters, ein Ergebnis unserer Vorstellung ist. Die realen Dinge, die Objekte, gibt es ja nur für ein Subjekt, dem sie gegeben sind, das sie durch die Formen seines Denkens nach Raum, Zeit und Ursache begreift. Doch auch ein Traum zeigt uns Objekte. Die realen Objekte aber wären nur ein Trugbild, wie diese Traumobjekte, wenn nicht ein letztes Reales hinter ihnen stünde. So ist das innere Wesen der Welt nicht nur Vorstellung. Schopenhauer lehrt uns, daß dem Menschen dieses letzte Reale, das hinter den Dingen steht, erlebbar ist, auch wenn wir es mit dem logischen Verstand nicht erfassen können. Durch Selbstbeobachtung, durch das Erleben unserer eigenen Existenz erleben wir das Reale unmittelbar und finden dieses jenseits des bloß Gedanklichen Vorhandene als . . . Willen.

Schopenhauer steht nicht an, es auch für die gesamte nicht lebendige Welt auszusprechen: Der Wille ist der Kern aller Dinge, damit der gesamten Erscheinungswelt.

Von hier aus als dem Angelpunkt seiner Erkenntnis ergibt sich für Schopenhauer die weitere Ausgestaltung seiner Weltanschauung. Ist der Wille seinem metaphysischen Wesen nach jenseits der Welt der Vorstellung, so steht er auch jenseits alles Logischen, jenseits von Raum, Zeit und Causalität, er ist also „grundlos“, ohne „Sinn“. Schopenhauers „Welt als Wille“, die Welt im ganzen also, ist daher auch sinnlos. Im Intellekt jedoch hat sich der Wille eine Leuchte angezündet und erkennt nun, wo er „Verstand“ geworden ist, wohin sein Werbestrieb, sein Drang, leben zu wollen, geführt hat, nämlich, zu Leid und Elend alles Lebendigen. Und nun hat er die Möglichkeit, sich von der Welt zu erlösen, d. h. er muß sich von ihr „lösen“ — muß innehalten im weiteren Werden. Das Wissen um das Leid des Lebens, das der Wille durch seinen Werbestrang schuf, führt nun den Wissenden zur Beschränkung der Triebhaftigkeit. Der Mensch beginnt ethisch zu werden. Er nimmt seinen Willen unter die Leitung des Gedankens. An Stelle des Lebenssturmes tritt die Lebensstille. Von hier aus ergaben sich die heroischen sittlichen Forderungen des Philosophen und auch seine Lehren von der Kunst als dem die Welt spiegelnden „Auge“ und ihrer erlösenden Macht.

Man hat Schopenhauer um dieser Erlösungslehre willen den europäischen Buddha genannt. Er selbst hat in den Lehren des indischen Weisen eine Bestätigung der Richtigkeit seiner eigenen Gedanken gesehen. Philosophisch ist es jedoch nicht notwendig, dem „Willen“ als Urgrund der Welt gerade die Schopenhauerische pessimistische Deutung zu geben. Bei des Philosophen Erdverbundenheit spielen die eigenen Erlebnisse stets eine ausschlaggebende Rolle. Er besaß einen merkwürdigen Blick für die trüben Seiten des Lebens und hatte nicht zuletzt auch ein beachtliches Maß belastenden Erbgutes zu tragen. Ein sich so treuer



Arthur Schopenhauers Geburtshaus
Danzig, Heilige Geistgasse 114. Zustand um 1750.

Rekonstruktion von Regierungs- und Baurat Volmar, Danzig.

Mann wie Schopenhauer konnte nicht anders als denkerisch zu einer pessimistischen Philosophie gelangen. In der Praxis seiner persönlichen Lebensführung hat er die Welt durchaus nicht als sinnlos gewertet. Die große Bedeutung seiner Philosophie liegt darum für uns in der Erkenntnis vom „Willen“ als der starken Pulsader des Menschen, als primärer Macht in unserem Sein und nicht in den pessimistischen Folgerungen, die er aus einer persönlich schicksalhaft bedingten, begrifflich zu eng gezogenen Begrenzung des Willens strömen läßt.

Es gibt keine Philosophie, welche so viel Persönlichkeitswerte aufweist, wie die Schopenhauers. Sein Werk ist er, und er ist sein Werk. Seine Weltanschauung ist weit mehr als Wissenschaft, sie ist Totalanschauung der Welt und, aus solcher Quelle fließend, Lebenskunst.

Als deutsche Menschen interessiert uns heute nicht eine große Persönlichkeit und ihr Werk schlechthin. Wir suchen ihren Urgrund und ihre Ziele in ihrer volkhaften Bedingtheit. Wir sind überzeugt, daß überkommenes Erbgut aus dem Blute der Ahnen und die schicksalhafte Begebenheit des Bodens, in der ein Mensch leben muß, sein Wesen entscheidend prägen. Wir wissen allerdings auch, daß es nie gelingen wird, einen Menschen völlig als Produkt dieser beiden zureichenden Größen zu erklären. Das Genie tritt an nach seinem eigenen, übermenschlichen Gesetz.

Gerade über Schopenhauers Ahnen haben wir sichere Kunde. Die Reihe der Ahnen ist fast lückenlos erforschbar bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Der Philosoph selbst hat irrtümlicherweise den Ursprung seiner Familie in Holland geglaubt. Von dort her stammen aber nur die Vorfahren seiner Großmutter väterlicherseits, Anna Renate Soermans. Seine direkten Vorfahren sind Bürger Danzigs, und über den Großvater Andreas hinaus als Grundbesitzer im Danziger Werder ansässig gewesen. Fast alle Ahnen waren Kaufleute und Bauern, die holländischen z. T. Pastoren. Die Schopenhauers des Danziger Werders sind fast ausnahmslos ausge-

prägte Charaktergestalten und spielten eine Rolle im öffentlichen Leben und in der Geschichte unserer Heimat.

Die Bauernschaft unserer Weichsel-lande hat im 17. und 18. Jahrhundert sehr schwere Zeiten durchleben müssen. Es waren immer wieder die Gewalten des Wassers, die Dämme zerstörten und die Ländereien überschwemmten. Kriegsnot mit Truppendurchzügen und die vielfachen Plünderungen, des Nordischen Krieges, Kontributionen, forderten schwere Opfer und stürzten die Ortsschaften in Schulden. So mancher Wohlstand ging damals verloren. Die Schopenhauers behaupteten sich in zäher Kraft. Die Familie, die schon im 16. Jahrhundert in Fürstenau zu einem gewissen Wohlstand gelangt war, ist dort noch anfangs des 18. Jahrhunderts nachweisbar im Besitz eines Grundstückes von 5 Hufen Land, des größten Hofes im Dorfe. Unternehmungslust und Drang nach Vorwärtskommen führten damals manchen begabten Bauernsohn in die lockende Stadt. In Marienburg wurde ein Schopenhauer Ratsherr, in Elbing errangen sich Mitglieder der Familie geachtete Stellungen. So ist es nur natürlich, daß wir auch in Danzig bald einen Schopenhauer finden.

Johann Schopenhauer, der Urgroßvater des Philosophen, heiratete eine wohlhabende Danziger Kaufmannstochter und pachtete den Stutthof, die größte städtische Domäne. Weitblick, praktische Klugheit, Tüchtigkeit, unerschütterlicher Wille zur Selbstbehauptung und nicht zuletzt nüchterne Rücksichtslosigkeit im oft schweren Kampf um die Existenz sind die Wesenszüge dieses Mannes, die sich in allen seinen Nachkommen immer wiederfinden. Sein Sohn Andreas setzt den von seinem Vater Johann begonnenen Aufstieg der Familie Schopenhauer fort, wird Kaufmann in Danzig und einer der reichsten und höchstgeachteten Bürger dieser Stadt. Auch er verbindet klugen, realen Sinn und entschlossene Willenskraft mit rücksichtslosem Selbstbewußtsein, das selbst die von der Obrigkeit gezogenen Grenzen nicht achtete, wenn sie seinem schöpferischen Streben hinderlich waren. Das Leben dieses Handelsherrn

ist ein Leben der Erfolge. Seine Schiffe fahren bis nach Westindien, er treibt Handel mit Rußland und Frankreich und versteht es, den Handel mit Wolle wesentlich über Danzig zu leiten. In schwerer Notlage der Stadt Danzig bekämpft er die steigende Inflation und übernimmt — auf eigenen Vorteil wohlbedacht — die Lieferung von Edelmetall für neu zu prägende Münzen. Alles in allem ein königlicher Kaufmann, der auch seiner persönlichen Lebensführung, durch glanzvolle Feste im städtischen Patrizierhaus und auf seinem parkumsäumten Landsitz in Ohra, als Förderer der Wohltätigkeit und der schönen Künste den passenden Rahmen zu geben weiß.

Heinrich Floris, Arthur Schopenhauers Vater, Andreas' zweiter Sohn unter 15 Kindern, ist in vielem dessen Ebenbild. Ehrgeizig in großem Sinne, weiß auch er sich als Kaufmann an führende Stelle zu bringen. Auch er ist ein Willensmensch, der mit klarem Verstand dem gesteckten Ziel unbeirrt zustrebt. Doch fehlt ihm die ausgleichende Harmonie, die dem Lebensbild seines Vaters Andreas den Zug ins Große verleiht, sein Charakter ist voller Ecken und Kanten. Jähorn und schrofse Grobheit machen ihn zum Tyrannen der Familie. Der sacro egoismo seiner Ahnen wird bei Heinrich Floris zu kleinlichem Starrsinn, ihr Selbstbewußtsein zur Selbstgerechtigkeit, ihre persönliche Zielstrebigkeit zur Enge des Blickfeldes, zur Abschließung vor den großen Gemeinschaftsforderungen der Zeit. Die Politik Preußens und seines großen Königs will er nicht verstehen, widerstrebt ihr als Republikaner und verläßt unter großen persönlichen Vermögensverlusten die Stadt, als sie preussisch wird.

Nach diesem seinem eigensten Willen formte Heinrich Schopenhauer sein und seiner Angehörigen Leben. Seine Lebensgefährtin Johanna Trostener, die in ihrer bekannten Selbstbiographie „Jugendleben und Wanderbilder“ ein reizvolles Bild vom Danziger Bürgerleben im ausgehenden 18. Jahrhundert gezeichnet hat, war zwanzig Jahre jünger als ihr Gatte, ein Wesen voller Grazie und Lebensfrohsinn, voller Freude an Men-

schen und Dingen, ganz hingegeben der schöngeistigen Kultur, kurz in allem ein völliger Gegensatz zu dem ernsten, mürrischen, nüchtern dem realen Leben allzu verhafteten Manne. Gewohnt als Herr seines Lebenskreises alles seinem Willen unterzuordnen, befahl er geradezu, daß das erste Kind ein Junge sein müsse. Lange vor der Geburt bestimmte er für ihn den Namen „Arthur“, weil dieser in Deutsch, Französisch und Englisch dieselbe Schreibweise hat, und er setzte fest, daß der Knabe als künftiger Welt-Kaufmann in London geboren werden sollte. Er kannte nicht die Macht des Irrationalen im Leben. So sah er auch nicht, wie der von ihm zum Kaufmann bestimmte Sohn seelisch unter diesem Zwange zerbrach und sah nicht, daß seine Gattin neben ihm verkümmerte. Doch auch seinem Leben mangelt nicht der Zug ins Große, der die aufsteigende Linie der Familie Schopenhauer bestimmt. Mit seiner Familie unternahm er Reisen von einer für seine Zeit erstaunlichen Ausdehnung und entschied schließlich, konsequent in der Durchsetzung seines freien Willens, selbstherrlich das Ende seines Lebens. Ohne seinen Angehörigen ein Anzeichen seines Entschlusses zu geben, ging der Vater des Philosophen in Hamburg, wohin er sein Geschäft von Danzig überführt hatte, in den Freitod.

Arthur Schopenhauer sagt von sich selbst, daß er vom Vater die Willensprägung, von der Mutter den Intellekt und die Phantasie ererbt habe. Seine äußere Erscheinung, die kurze, gedrungene Figur mit dem großen Kopf, den ausgeprägten Zügen und leuchtend blauen Augen zeigt in geistiger Verklärung den Typ des ostdeutschen Bauern. Diesem äußeren Bild entsprach das vom Blut der Ahnen und persönlichem Schicksal geprägte Lebensbild.

Die ersten fünf Lebensjahre verlebte er in Danzig. Schon in dieser Frühzeit seines Lebens, wird von ihm erzählt, daß er einen scharfen Blick für das Leid und Elend auf unserer Erde hatte. Oft sprach er darüber zu seinen Eltern. Als der Vater ihn später auf Reisen mitnahm, trübten ihm die Begeisterung über das Schöne, das er in Natur und Kultur er-

leben durfte, die fürchterlichen Bilder menschlichen Elends, die in Toulon vor sein Auge traten. Er sah dort Galcerensklaven, und schrieb diese schrecklichen Eindrücke in ein Tagebuch, das er schon damals zu führen begann. Dieser unbestechliche Blick für die Nachtseiten des Lebens entfernte ihn langsam von der Art seiner Eltern, das Leben zu betrachten, besonders von seiner weltfrohen Mutter. Er wurde ein Einsamer, um so mehr, als der Vater seinen heißen Wunsch, einen geistigen Lebensberuf zu wählen, schroff ablehnte und ihn zum Kaufmann bestimmte. Doch hing er trotz allem am Vater, dessen Wahrhaftigkeit in ihm seinen Widerklang fand, und hat ihn, als er so plötzlich von ihm schied, tief betrauert. Wir können begreifen, daß diese schweren seelischen Erlebnisse bei einem Menschen, der so nüchtern dem realen Leben verbunden war, seine Art, die Welt zu deuten, mit bestimmen mußten und eine Quelle seines philosophischen Pessimismus wurden. Als er nach des Vaters Tode seinen Willen durchsetzte, um sich selbst treu zu bleiben, zeigte er im Neubau seines Lebens, wie sehr er seinen Ahnen glich. Wie der Vater und Großvater sich hohe Ziele im Praktischen gesteckt hatten, so wollte er alle Gebiete des Wissens sich zu eigen machen. Er studierte Physik, neuere und alte Sprachen, Erdkunde, Theologie und Philosophie. Trotzig wie jene sich gegen Autoritäten durchgesetzt hatten, trat er später gegen die Fürsten des Geistes, einen Hegel, Fichte, Schleiermacher und Alexander von Humboldt auf und bekämpfte sie, auch schroff bis zur Grobheit. Er hatte das gleiche starke Selbstbewußtsein, den unbedingten Glauben an sich selbst und an sein Werk, selbst als dieses Jahrzehntelang mit verletzender Gleichgültigkeit unbeachtet blieb. Er wußte, daß seine Zeit kommen und der Ruhm ihn krönen würde. Als Inschrift für seinen Grabstein bestimmte er testamentarisch nichts als seinen Namen. „Es genügt“, sagte er, „sie werden mich finden.“ Mit seiner Väter Wahrhaftigkeit stand er nicht an, selbst Goethe, den er so tief verehrte, seine entgegenstehende Überzeugung

über dessen Farbenlehre auszusprechen und dabei zu verharren, selbst als er sah, daß er sich den großen Mann dadurch entfremdete. Er blieb auch bei seiner Anschauung von der Natur als einem vom Intellekt bedingten Erscheinungsbilde, obwohl Goethe sie mit Ironie von sich wies. In solcher Wahrheitstreue wandte er sich auch gegen die eigene Mutter, als er der Überzeugung war, daß sie seines Vaters Ansehen trübte. Er wollte sie nie wiedersehen und hat dieses harte Versprechen vor sich selbst auch gehalten. Hieraus spricht seine tiefe Pietät gegenüber dem Vater, dessen Art realer Lebensmeisterei er bewunderte. Daß auch der Philosoph genügenden Realismus besaß, sein Vermögen zu sichern, beweist sein rücksichtsloser Kampf mit dem Danziger Bankhause Muhl u. Comp. Die Firma, die sich zahlungsunfähig erklärt hatte, wußte er so geschickt zu bedrängen, daß er wirklich für die Seinen und sich das Vermögen rettete. So stand Arthur Schopenhauer, obwohl er ganz dem Geistigen lebte, doch fest und sicher auf dem Boden des realen Lebens. Die Wahrung und Wartung materiellen Besitzes war ihm aber nie ein letzter Zweck, sondern immer nur das Mittel, das er zu höherem Sinne dienstbar machte. Er, der große Verkünder einer heroischen Ethik, hatte die Bereitschaft zum Opfer. „Nicht, was Du besitzt, ist wertvoll, sondern, wie Du vor Dir selbst und Deinem Gewissen bestehst.“ Die kleinen, oft kleinlichen Randerscheinungen, die es im Charakterbilde eines jeden großen Menschen gibt, finden sich auch bei Schopenhauer. Man muß sie kennen, um viele Seiten seiner stark persönlich bedingten Philosophie richtig zu verstehen und zu werten. Er war reizbar, oft von unerklärlicher Angst erfüllt, lebte in Frankfurt a. M. zurückgezogen vom Menschengetriebe das Leben eines Einsamen. Wie Kant hatte er seine feststehenden Gewohnheiten, machte auf das Pünktlichste seinen täglichen Spaziergang, stets allein, nur von seinem Pudel begleitet. Man nannte ihn einen Sonderling. Aber er war kein Menschenfeind. Er verachtete an ihnen nur die Oberflächlichkeit, die bloße Sinnlichkeit und

Triebhaftigkeit. Solche „Duzendware der Natur“ hielt er von sich fern. Wertvollen Menschen aber erschloß er sich. Er hatte Freunde und liebte die kleinen Behaglichkeiten des Alltags, einen guten Tisch, ein Glas Wein. Stets erschien er in gewählter Kleidung. Er ordnete seinen Tag in der heiteren Abgeklärtheit des Weisen. Täglich las er aus Plato und Aristoteles im Original, täglich spielte er eine Stunde die Flöte. Als Ränder der Tiefen der Kunst schätzte er Konzerte, hörte gerne Beethovensche Musik und nahm sie bei geschlossenen Augen in seine Seele.

Auch Schopenhauer war nur ein Mensch und hatte manches Anzulängliche, Allzumenschliche an sich. Aber der Kern seines Wesens ist tief und leuchtend. Die Quellen seiner Persönlichkeit strömen schöpferisch, ethisch rein, ja erhaben. In diesem Innersten seiner Natur ist er ein würdiger Nachfahre seiner Ahnen, ein echter Sohn dieser Bauerngeschlechter und

Kaufleute seiner Danziger Heimat, ihrer Willensstärke, ihres Glaubens an sich, ihrer Zielsicherheit. Auch sie waren vielfach schöpferisch, die Schöpfung seines genialen Lebenswerkes überstrahlt sie jedoch alle. Er ist der größte Sohn seines Geschlechts. Durch solches Bluterbe bleibt er darum, wenn er auch nur wenige Jahre in Danzig hat verleben dürfen, ein erdverbundener Sohn auch unserer Scholle. Und da sein Werk ganz Ausdruck seiner Persönlichkeit ist, so ist auch seine Philosophie ein Ausdruck unseres Volkes und unserer Rasse. Er gehört zu den großen Kulturträgern des deutschen Ostens, nach dem tiefsten Sinn des Rassebegriffs, nach Geist und Gesinnung, ist er einer der ganz großen Menschen der nordisch-germanischen Art, aus der die machtvollen Eroberer und Weltgestalter, aber auch die großen führenden Geister der Kultur hervorgingen, die Entdecker und Erfinder, die Dichter, die Künstler und die Weltweisen.



Gerhard von Rügelgen.
Jugendbildnis
Arthur Schopenhauers.

Der Besen.



Auf den Wassern der Weichsel brennt düster das Abendrot -
Paul Benefke starb. Der dudische Held ist tot.

Von Danzig bis Köln, von London und Brügge bis Zween
Trauert die Hanse um ihren besten Kapitän.

Einsam halten im Hafen die Totenwache

Der „Peter von Danzig“ und der „Mariendrache“.

Leise wiegen die dunklen Koggen sich Bord an Bord,
Verweht ist Paul Benefkes letztes Kommandowort,
Zu Ende die Zeit, da von Schweden bis Niederland
Über Danzigs Schiffen der Stern des Ruhmes stand,
Zu Ende die Zeit, da im schwankenden Vortop der Besen
Das Zeichen der Herrschaft über die Ostsee gewesen.

Auf den dunklen Seglern, geschwärzt von Pulver und Blut
Rot brennt es auf an Deck in des Abends Glut,
Die alten Schlachten und Zeiten lodern darin
Und geistern noch einmal über die Schiffe hin.
Daß, ehe Paul Benefke sinkt in die wartende Erde,
Dem Admiral von den Toten gehuldigt werde.

Fackelschein springt wie Brand an den Segeln hinauf,
Stülpforten tun sich und Luken und Mündungen auf,
Hell blitzen flirrende Waffen in schwieliger Faust,
Und über die Planken der Koggen und Barsen braust
Ein einziger Ruf: Allzeit gut Danzig! Dann singen
zum blutigen Tanz die Enterbeile und Klingen.

Aufzuckt der **M**orgenstern wie einst im dänischen Sund,
Zerfetzt sinkt der Danebrog auf des **M**eeres Grund,
Über Englands Königsstandarte bricht der dornige Schein
Wie ein **O**sterlingisches Sturmgewitter herein.
Knieend im weißen Helmbusch zu Paul Benekes Füßen
Muß Eduard von Britannien den **H**ochmut büßen.

Durch die geisternden Schlachten glänzt im Laternenlicht
Unterm Mast des „Peter von Danzig“ das Jüngste Gericht,
Stolz reißt der Mann auf des Schiffes schwebender Brücke
Die Bulle des Papstes zu Rom in hundert **S**tücke.
Drohend, wie eines Wolfes aufgebrochener **R**achen
Starren die Borsten des **B**esens am Mast des „Mariendrachen“. --

Langsam zerfließen im **N**achtwind Nebel und Pulverdampf
Verschwunden sind die Bilder von Schlacht und Kampf.
Durch die schlafende Stadt schwankt ein hölzerner Sarg. Darauf
Funkelt im Mondlicht ein goldener **D**egenknauf.
Wie ein schwebendes Boot, das die Stürme des Himmels trafen
Gleitet der Sarg hinein in den ewigen Heimathafen.

Da geht durch den „**D**rachen“ in Weichselmünde ein Stoß,
Im **V**ortop bricht von der Stenge der Besen los,
Und fracht auf das Deck und wirbelt da einmal noch
Zurückgeschleudert über das Schanzkleid hoch
Und fliegt, das Zeichen gewesener Herrschaft, im Bogen
In die rollende Brandung der **W**eichsel- und Ostseewogen -

Paul Beneke starb. Durch das blaue **O**sterlingmeer
Rauscht der kupferne Kiel seiner schimmernden Flotte nicht mehr,
Versunken ist unter Muscheln und Stein und **S**and
Der eiserne **B**esen, der einst überm Ostmeer stand,
Daß keiner es wagte, mit fremden und frechen Händen
Die Ehre der **H**eimath und ihre Güter zu schänden.

Martin Dams.

Die Frau des Moorvogts

von Paul Brock

„Es ist doch aber gar nicht wahr, daß ich mich von dir abgewandt hätte, ich habe doch immer nur dich gemeint.“

„Und das Kind, an dem ich keinen Anteil habe?“

„Ja, es ist mein Kind — es wird mein Kind sein, nicht deines, aber auch nicht des anderen. Wenn es leben wird, dann wird es mein sein, und du wirst teilhaben daran, wie du an mir teil gehabt hast, mich immer noch besitzt und wie ich immer dein sein werde — immer!“

„Zwischen uns steht deine Tat, die uns gespalten hat, das Kind steht darin wie ein Keil in dem klaffenden Schnitt eines gespaltenen Baumes.“

Die Worte wurden mit leisen Stimmen gesprochen und waren in der Dämmerung wie unterirdische Wesen, die sich spukhaft formten und sich wieder lösend verflüchtigten. Keines ging in das Gefühl des anderen hinein, um darin Wurzel des Verständnisses zu schlagen.

„Du hast alles gewußt“, sagte der Mann, „das Unmögliche hast du gewußt, als du dein Leben mir zuwandtest, du kamst zu mir mit deinem Verzicht im Herzen — —“

„Ja“, gab sie Antwort, „ich kam zu dir mit dem Verzicht im Herzen, ich habe alles von dir gewußt, — aber nichts wußte ich von mir — frage mich nicht danach“, fügte sie hinzu, als sie das Öffnen seines Mundes sah, ehe er das Wort geformt hatte, welches eindringen wollte in das zugedeckte Erlebnis ihres Frauentums.

Der Mann stand am Fenster, das Gesicht nach dem Innern des Raumes gewendet und mühte sich, durch das Zwielicht des weichenden Tages in den Zügen seiner Frau nach dem Geheimnis ihrer Empfindungen zu suchen. Sie saß, von

ihm durch die Weite des Zimmers getrennt, müde in die Lehne des Stuhles zurückgelegt, die Hände verkrampft ineinandergefaltet und bemüht, die Bewegung ihres Mienenspiels zu meistern. Beide hatten das Empfinden, daß ihnen vor innerer Qual der Atem vergehe.

Seit fünfzehn Jahren waren sie Mann und Frau. Das äußere bürgerliche Gesetz der Ehe hielt sie aneinandergebunden, aus ihrem eigenen freien Willen als gemeinsam auf sich genommenes Gesetz anerkannt. Vor den Vertretern göttlicher und menschlicher Gemeinschaft hatten sie ihr Ja gesprochen und gehalten bis nun.

Damals hatte der Mann, aus dem Krieg heimgekehrt, die Stelle des Mooradministrators in der östlichsten Provinz, in der großen Niederung des Stromes, erhalten. Es war eine gute Stelle, viel Tatkraft fordernd und den Mann ernährend, den Mann und die Frau und den ganzen Kreis einer Familie, die hätte werden sollen.

Aber das eben war das Verhängnis, welches diese Stunde heraufbeschworen hatte. Als er damals um sie warb, hatte er ihr sagen müssen, daß sie nie ein Kind miteinander haben würden, eine feindliche Kugel hatte diese Erfüllung für alle Zeiten zerstört.

Die Frau war sehr jung gewesen, ein Kind fast noch. Sie hatte nichts von solchen Dingen gewußt, daß es Kräfte und Geseze in der Natur gibt, die Erfüllung fordern und sich nicht beschwichtigen lassen, auch wenn man stark sein will und mutig und sich selbst gut zuzureden vermag: daß es Erfüllungen gäbe, die größer und wichtiger und einzigartiger sind als die Erfüllung des Blutes.

So war sie voll guten Willens gewesen und hatte ihm über das Haar gestreichelt und sich gemüht, sein Unglück klein zu machen vor seinem Gefühl und hatte geglaubt, mit ihrem liebenden Mitleid ein ganzes Menschenleben füllen zu können.

Der Mann war ein sehr fähiger Mooradministrator geworden. Er hatte die Aufgabe erhalten, ein unfruchtbares Land, auf dem nichts anderes zu wachsen vermochte als grüne, gelbe und rote Torfmoose, und hier und dort ein paar Birkenstämmchen, die einsam über dem Dunkel der Landschaft leuchteten, in fruchtbaren Ackerboden zu verwandeln. Es wurden Deiche, Gräben und Schöpfwerke gebaut. Siedler kamen und stellten mit den Kräften ihrer Arme kleine Hütten hin, in welchen sie mit einem jungen Eheweib Wohnung nahmen, mühsam dem Boden das Brot abrangen und viele Kinder hatten.

Unter seiner Leitung wurde ein Damm gebaut, der den Strom fesselte, wenn er im Frühjahr Stauwasser führte und das gewonnene Land mit Überschwemmung bedrohte.

Alle Jahre hindurch war die Frau ihm ein guter Kamerad gewesen, tröstend und ermunternd, wenn das Werk zu schwer erschien, beglückt sich mitfreuend, wenn es voranging. Sie hatte die Tage mit ihrem Lachen erfüllt und die Nächte mit ihrem gesunden, gleichmäßigen Atem.

Und nun dieses:

„Es ist doch gar nicht wahr, daß meine Tat als ein Keil zwischen uns steht, der unsere Gemeinschaft auseinanderdrängt und scheidet. Sie ist eher ein Band, das mich wieder mit dem Leben verbindet, welches mir — ich habe es lange nicht gewußt — zu entrinnen drohte. Du mußt das doch verstehen.“

„Das Leben war unser Freund, so lange das gehaltene Gesetz über uns waltete, nun scheint es mir ein Feind geworden zu sein.“

„Eben das ist es“, sagte die Frau — und ihre Worte zitterten hin durch den Raum, daß sie wie ein Schluchzen das Ohr des Mannes erreichten — „eben das ist es, was du verstehen solltest und nicht begreifen willst: daß das Gesetz des Lebens ein anderes ist als das Gesetz,

welches unserer Gemeinschaft Band ist: mein Wille hat das eine gehalten bis zu dieser Stunde und darüber hinaus, mein Blut ist dem anderen gefolgt, damit beides erfüllt würde und das Leben seinen vollendeten und erfüllten Kreis um uns schließt. Willst du nicht erkennen, daß es ein „Mehr“ ist, dazu ich bereit geworden bin, es in unser Schicksal aufzunehmen und damit den Anteil meiner naturhaften Berufung zu dem Bau unseres gemeinsamen Seins herbeizutragen? Willst du nicht erkennen —“ sie war aufgestanden und ging zu ihm hin, langsam, als müßte sie jeden Schritt behutsam und überlegend tun — „willst du nicht erkennen, daß es ein Opfer war, welches ich uns gebracht habe, damit das fordernde Leben verjöhnt würde, um uns seine Ewigkeit und Bedeutung zu geben über das Sein unserer Tage hinaus?“

„Ein Opfer?“ unterbrach er sie höhnend, mit federndem Klang in der Stimme — „ich habe noch nie gehört, daß die Luft der Frau sie jemals ein Opfer kostete.“

Die Frau legte ihre bebenden Finger an die Schläfen und wendete sich von ihm ab, um die Blut der Röte in ihrem Gesicht zu verbergen. „Mein Gott“, dachte sie — „ist die Nacht einer Sünde so groß, daß sie ein Fundament erschüttern kann, das für die Ewigkeit gebaut schien, oder war es nur Schein, der uns, in der Luft schwebend, trug, daß wir uns darauf wie Seilkänzer tummelten?“

Behutsam sich vorwärts tastend, als gälte es wirklich, auf einem Seil schreitend sich in Sicherheit zu bringen, ging sie zu ihrem vorigen Platz zurück. Hinter sich hörte sie die schweren Schritte des Mannes aus dem Zimmer gehen.

+

Das aber war ihre Sünde: Einmal — wie lange war es her, vier Wochen oder fünf — war ein Mann am Moor vorübergegangen. Waren es wirklich erst fünfunddreißig Tage und keine Ewigkeit?

Am Abend eines warmen Junitages war es gewesen. Lehtes Licht der Sonne fiel über das weite Land und machte, daß es wie Gold schimmerte. Die weißen jungen Birken, welche den Weg säumten,

schienen wie ein Brautzug in das goldne Portal der anbrechenden Nacht hinein-zuschreiten.

Die Frau ging oft um diese Stunde den weiten, geraden Weg, der zum Wald führt, welcher in der Ferne den Rand des Moores säumt.

Da hatte sie den fremden Mann zum erstenmal gesehen. Er war den Weg herauf ihr gerade entgegengekommen und dann in einiger Entfernung vor ihr stehen geblieben. Ohne ihre Anwesenheit zu bemerken — vielleicht hatte er die weiße, schmale Gestalt für eine Birke gehalten — hatte er das Wunder der untergehenden Sonne angeschaut und war dann langsam schreitend den Weg zum Wald zurückgegangen.

Die Frau war gleichfalls umgekehrt und in entgegengesetzter Richtung davongegangen, innerlich verwundert, woher ein fremder Mann in diese Einsamkeit gekommen sein mochte und was er hier suchte.

Am nächsten Abend war sie versucht gewesen, dem fremden Mann nachzuspüren, aber sie hatte es unterlassen, erst am dritten Tag war sie ihm wieder begegnet, als er den gleichen Weg heraufkam und keiner von ihnen den Schritt verhielt wie beim erstenmal, sondern sie waren aufeinander zugegangen, als wäre es so bestimmt gewesen.

Der Fremde hatte gefragt, ob diese weite Landschaft irgendwo ein Ende hätte, oder ob dahinter schon die Ewigkeit läge. Sie hatte gelacht und ihm geantwortet, daß auf der anderen Seite wieder Menschen wohnten und auf der Welt überhaupt alles seine Grenzen hätte, auch das unendlich scheinende Moor, worauf der Fremde wiederum fragte, woher ihr das Wissen käme, daß alles begrenzt sei auf der Welt und man also niemals in ein Unendliches zu schreiten vermöge, und ob sie glaube, daß im Leben alles nur Schein und zauberhaftes Widerpiel der Sinne sei und also die Realität des Begrenzten die einzige Wirklichkeit wäre.

Darauf hatte sie geschwiegen und nun erst bemerkt, daß sie gemeinsam dem Walde zuginen, in den ihr Weg alsbald hineinmündete.

Der Fremde hatte ihr erzählt, daß er von einem schmeren Werk komme, das vollendet war, Ruhe suchte und hier in der Nähe, in einem kleinen Ort, der jenseits des Waldes an einer Bucht des Stromes lag, Wohnung genommen hätte, und daß der Frieden und die Ruhe der Landschaft ihn immer wieder bezauberten.

„Es ist nur ein scheinbarer Frieden“ hatte sie gesagt, „die Menschen, welche hier wohnen — wir alle, führen einen immerwährenden Kampf gegen die Härte und Unfruchtbarkeit des Landes, das nur an seiner Oberfläche vielfarbig und schön erscheint und in der Tiefe dunkel und hart und kalt ist, so hart und kalt, daß noch Generationen daran vergehen und hinsinken werden, ehe es von dem Fleiß und der Ausdauer der Menschen bezwungen und fruchtbar gemacht worden ist.“

„Also auch hier Schein“, war seine Antwort gewesen, „so lassen wir uns täuschen von der Oberfläche der Dinge, und nur in der Tiefe, hinter den leuchtenden Farben des Sichtbaren ist die Wahrheit, kalt und hart und unerbittlich. Hinter den beweglichen Dingen ist das harte Geseh, das wirkliche Antlitz der Welt.“

Da aber hatte sie den Kopf geschüttelt und gemeint, daß die Welt aus einer Zweifelt bestehe: Licht und Dunkel, und daß ihr das Licht als das männliche zeugende Prinzip erscheine, und daß gerade dieses Land alle Möglichkeiten in sich trage und auf seine Fruchtbarkeit warte.

Der Mann hatte sie mit erstauntem Blick gemessen und sie hatte gelächelt und ihm erzählt, daß sie die Tochter eines Lehrers sei und ihr Vater ein Grübler gewesen wäre, der oft mit ihr durch die Landschaft wanderte und ihr viel von solchen Dingen gesprochen habe in vielen schönen Gleichnissen.

Als es Nacht wurde, war die Frau den weiten Weg zwischen dem dunklen Moor und den weißen Birken zurückgegangen und hatte über den Sinn ihrer eigenen Worte gegrübelt: da war es plötzlich vor ihr aufgesprungen und offenbar geworden. Die Erkenntnis kam über sie, wie das Licht über den Erwachenden kommt: eine Zweifelt ist das wirkliche

gerundete Leben: Werbung und Hingabe, Zeugung und Empfängnis. Das war die Wahrheit. Was war dann aber ihr Leben gewesen? Eine fünfzehnjährige Lüge — ein unerfülltes Gesetz — Stückwerk! Eine Blüte war sie, die sich vom Stamm des Lebens gelöst hatte und dem Verwelken preisgegeben war, ohne Erfüllung zu finden und Frucht zu bringen.

An den Hütten der Siedler war sie vorübergegangen und hatte geahnt, was sich hinter den bereits dunklen Fensterscheiben Nacht um Nacht vollzog — das Wunder zwischen Mann und Frau, das wunderbare Mysterium des Blutes, das noch die müden Leiber nach urhaftem Gesetz zueinandertrieb, ehe sie sich die Ruhe des Schlafes gönnten.

Erst spät war sie nach Hause gekommen. Im Wohnzimmer brannte, auf dem Tisch stehend, die Lampe. Ihr Mann war ihr mit besorgtem Blick entgegengekommen und hatte sie in zärtliche Umarmung genommen. Da hatte sie gefühlt, daß sie erblaßt war und Übelkeit in ihr emporsstieg vom Grauen vor dem Unfassbaren. Sie hatte sich seinen Händen entwunden und gesagt, daß sie müde sei.

Lange war sie dann in ihrem einsamen Bett wach gelegen und hatte darüber gegrübelt, wie sie ihre Ehe gegen das Leben retten könnte, die sie halten wollte um jeden Preis, ohne das andere drängen zu müssen, das Erkannte, den Sinn des Daseins.

Eine Woche hindurch war der Fremde zum Moor gekommen, in der Stunde der Dämmerung. Jeden Abend ging die Frau den Weg zum Wald. Sie hatten nicht immer solche Worte gefunden wie am ersten Abend, aber ein stilles Wissen war zwischen ihnen erwachsen, das Wissen um eine Not, die unaussprechlich in den geöffneten Händen der Frau zu liegen schien, bis sie doch einmal Worte gefunden hatte, die schwer gewesen waren und wie ein Blitz in ihre Empfindungen hineinleuchteten.

„Sie sind ein wunderbarer Mensch“, hatte der Fremde gerade zu ihr gesagt, nachdem sie lange schweigend gewesen waren — „Sie sind ein wunderbarer Mensch, und mir ist, als ob ich Ihnen etwas geben müßte — zuletzt, das unver-

gänglich in Ihr ferneres Leben eingehen könnte, ohne daß Sie gezwungen wären, des Gebers zu gedenken.“

„Ich kann es wagen“, dachte sie und hatte sich emporgerichtet: „So geben Sie mir die Mutterchaft“, war ihre kühne Antwort gewesen.

Betroffen waren die Blicke des Fremden an ihren Lippen haften geblieben, die etwas so schwerwiegendes aussprechen konnten, ohne zu zittern. Aber das Außergewöhnliche ihrer Worte hatte ihn in seinen Bann gehalten, daß er nichts zu erwidern vermochte. Das darauf Folgende war in ihrer Erinnerung wie ein Traum, der schwer zu ertragen gewesen und doch im letzten Grunde erlösend war wie ein Gewitterregen nach heißem Sommertag.

Das war ihre Sünde gewesen, die sie getan hatte mit Willen und vollem Bewußtsein der Tat. Sie hatte geglaubt, die Frucht ihres reifen Blutes hineintragen zu können in den fertigen Bau ihrer Gemeinschaft — nun, da sie ihr Geheimnis enthüllt hatte, war er davon erschüttert worden bis in seine Grundfesten hinein.

Sie hörte, daß die Haustür ins Schloß fiel, stand auf und ging ans Fenster. Da sah sie ihren Mann den Weg entlangschreiten, der ins Moor hinausführte. Es war draußen dunkel geworden. Am Horizont stand eine hohe, schwarze Wand, welche das Abendrot verdeckte und ein Unwetter verkündete. Die Zaden der Wolken waren glühend rot wie züngelnde Flammen.

„Da geht er nun hin mit seiner Not“, dachte sie. Ein großer Schmerz brannte in ihrer Kehle von aufsteigenden Tränen. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie ihm naheilen sollte, sagen: „es ist ja alles nicht wahr, Lieber, glaube doch nicht, daß etwas geschehen ist! Nichts ist geschehen — nichts ist vorgegangen! Mein Leib ist rein in Ewigkeit! Nichts ist geschehen, das dich fortreiben müßte!“

Aber dann war es ihr, als wachse etwas in der Tiefe ihres Leibes, als würde die Frucht groß und größer, daß sie ihr den Atem raubte und an den Ort bannte, da sie stand, und ihr das Schreiten unmöglich machte.

Sie wußte, daß er ins Moor hineinging, und daß es um diese Zeit gefährlich war in die dunkle Landschaft hinauszuschreiten, wo überall Wasserläufe waren und heimliche Stellen, welche die Last eines Mannes nicht zu tragen vermochten.

„Mein Gott“, dachte sie, „er wird ins Moor gehen und nie wiederkehren. Man wird davon hören und sagen: ‚der Bogt ist im Moor untergegangen‘ — und ich werde allein zurückbleiben, den Menschen und ihren Blicken preisgegeben sein und die Schuld tragen vor ihren Augen in aller Einsamkeit. ‚Gott strafe das Weib‘, werden sie denken und vor meinen Blicken die Kinder verbergen, daß sie nicht vom Bösen behaftet würden durch das Licht meiner Augen.“

„Ich muß ihn überwinden“, dachte sie — „ich darf mich nicht fallen und bezwingen lassen. Alles ist zu gewinnen. Das Leben ist zu gewinnen. Nichts darf verloren sein. Um alle Stunden meines Lebens muß ich ringen, um die gewesenen und um die kommenden, daß nichts verloren und umsonst gewesen sei.“

Ihre Augen starrten in die Nacht hinaus, als könnten sie das Dunkel durchdringen. Lichter von den Fenstern der Siedler blinkten auf, blinkten bald hier und bald dort. Die dunkle Wand der Wolken war jetzt vom fernen Himmel nahe herangekommen. Wolkenseken flogen in verwirrender Eile über das Haus, und der Wind pfiff, vom Haff herkommend, in den Sparren des Daches.

Die Frau hörte plötzlich ihre eigene Stimme, die heulend gegen die Wände des Raumes schlug: „Er muß zurückkommen, die ganze Erde muß ihn schreiend rufen! Sein Werk muß nach ihm schreien, alles da draußen, das er geschaffen hat. Seine Schöpfung muß nach dem Schöpfer rufen, daß er sie hört und zurückkommt, so will ich in seinem Schatten leben und in dem Dunkel seiner Höhe und will seine Magd sein, daß ich dem Leben diene um des Lebens willen, das in mir ist. Das Leben allein ist wichtig!“

Draußen strömte in schweren Tropfen Regen vom Himmel. Als sie es gewahrte, wurde ihr Blick weit. „Das Wasser muß mir helfen“, dachte sie, „der Strom muß sich mir verbünden gegen ihn, daß ich mit

ihm ringe und seinem Willen Gewalt antue und ihn bezwinge.“

Um die Mitternachtsstunde kündeten Lichter in den Häusern, daß die Siedler erwacht waren. Rufe wurden laut. Das Vieh in den Ställen begann ängstlich zu brüllen. Das ganze Moor war plötzlich lebendig geworden. — Wassernot!

In dunklen Haufen kamen die Männer zum Deich und suchten den Ort, an dem das Wasser sich Bahn gebrochen hatte und vom Fluß in die Ebene hineinströmte. Da fanden sie die Schleuse geöffnet. Sie sahen den Frevler und schrien ihre Empörung in die Nacht hinaus.

In einiger Entfernung stand die Frau. Sie sah und hörte alles und ihr Herz zitterte. Plötzlich war auch er da. Er überragte die Männer alle, die ratlos umherstanden, nachdem sie das Notwendigste zur Abwehr der Not getan hatten. Jetzt schallte seine Stimme über die Weite, wie Glockenton für das Ohr der Frau. Er verteilte die Mannschaft und ließ die Pumpe in Bewegung setzen. In vierundzwanzig Stunden würde die Flut wieder gefallen und versickert sein.

Er war da und sie hatte gesiegt.

Sie ging zu ihm hin und er sah sie bestürzt an. „Was tust du hier? Du wirst dir den Tod holen!“

„Ich werde mir nicht den Tod holen“, gab sie zur Antwort, „um des Lebens willen bin ich hier.“

Der Mann konnte den Sinn ihrer Worte nicht sogleich begreifen. „Geh nach Haus“ sagte er, und etwas Weiches schwang in seiner Stimme, „geh nach Haus“ — ich werde dir einen Mann mitgeben, der dich nach Hause bringt.“

Aber die Frau rührte sich nicht von ihrem Platz. „Ich kann noch nicht nach Hause gehn“, sagte sie, „ich habe hier noch etwas zu tun — ich darf nicht fortgehen.“

„Was? — Was redest du? — es ist kalt und ich habe jetzt keine Zeit.“

„Die Pumpen arbeiten — was hast du noch vor?“

„Den Schuldigen zu suchen.“

„So brauchst du nicht lange suchen.“

Sie stand ganz nahe vor ihm und sah zu ihm auf. „Ich bin der Schuldige, du brauchst nicht weiter zu suchen, ich habe es getan. Ich habe dir das Wasser nach-

geschickt, daß es dich rufe. Nun bist du da und ich werde alles auf mich nehmen, wozu du mich verdammen wirst. Aber welche Last auch dein Spruch auf mich laden wird: dem Leben ist Gewalt angetan, daß es bei uns bleibe und uns aufs neue binde — durch Schuld.“

Sie hatte die Worte schnell gesprochen und ihre Rede floss wie ein Gießbach aus der Höhe kalter Firnen über ihn hin. Nun, da sie schwieg, hatte er weder Gedanken noch Antwort. Nur der Sinn des letzten Wortes war in seinem Bewußtsein haften geblieben und er gab Antwort, als hätten die Worte schon früher in seinem Sinnen gelegen.

„Schuld?“ sagte er leise, „was ist Schuld? — Vielleicht sind wir alle Schuldige am Leben vor Gott, vielleicht ist nur der Schwache schuldig, der die Sünde gegen das Gute abwägt und den Weg nicht zu finden vermag. — Was bedeutet Schuld?“

Er führte sie ein wenig abseits und küßte sie auf die Stirn. „Geht nach Hause“, sagte er, „du wirst müde sein.“ Und als sie fragend zu ihm aufblickte: „Es ist gut — geht nach Hause.“

Und sie wandte sich ihrem Hause zu und wußte, daß sie wieder schlafen würde. „Gute Nacht“, sagte sie.

DANZIG

Niemals vergess' ich der Marienkirche
Strebende Wand, vom Mondschein überspült, —
Der Bögen Kronenschmuck, und unter Sternen
Den Turm, der sich zu Gottes Nähe fühlt.

Ungläubig, ob dies Menschenhände schufen,
Steh ich am Gassenrand und schau nach droben.
Es scheint, Gott selbst hätt' hier gebaut, die Hände
Falten sich mir, den Ewigen zu loben.

Hans Friedrich Blunck.

Schlesiens Wirkungen ins Vorfeld

Schlesiens Gesamtentwicklung sieht sich über die Jahrhunderte hin von einem Grundzug beherrscht. Es gelingt seinen Bewohnern nicht, sich in bestimmender Weise zum Herrn des eigenen politischen Schicksals zu erheben. Weder in geschichtlicher noch früh- und vorgeschichtlicher Zeit. Von Norden kommende Germanen haben in den Jahrhunderten vor der Zeitenwende mit Kelten, deren Kerngebiet im inneren Sudetenraum lag, um Schlesien gerungen und es nach der Eroberung beherrscht. Die slawischen Stämme, die wir später zwischen dem riesigen Sudetenwald und den Wildnissen an Warthe und polnischem Jura finden, werden die Beute der nacheinander von Böhmen und Polen herübergreifenden Ausdehnungsbestrebungen. Die deutschen Siedler, die vom Ende des 12. Jahrhunderts ab das Gesicht des Landes vollkommen umzugestalten beginnen, wechseln aus dem polnischen langsam in den böhmischen Herrschaftsbereich hinüber, sie bewahren sich manche Eigenrechte und verteidigen sie gelegentlich auch, aber sie bleiben Untertanen äußerer, nichtschlesischer Gewalten, in der Folgezeit des Ungar Königs Matthias Corvinus, der Habsburger, der Hohenzollern. Schlesien bleibt ein „Nebenland“, die Ansätze zu selbständiger Politik wie im 15. Jahrhundert sind schwach, sie umfassen niemals das ganze Gebiet und verrinnen bald wieder. In der großen deutschen Politik — daran kann kein Zweifel walten — hat Schlesien niemals die Rolle der beiden anderen Ostpeiler unseres Volkes, der altpreussischen und deutschösterreichischen Kernlande, gespielt.

Aber für die Nachbarn bedeutet der Besitz des reichen Landes entscheidend viel. Wir brauchen, um das zu ermessen, nicht bis an die böhmisch-polnischen Auseinandersetzungen des Mittelalters zurückzudenken. Der Eroberung Schlesiens durch Friedrich verdankte Preußen seine Großmachstellung und sein großer König den einzigartigen Ruhm. Für Österreich

wurde der freilich noch Jahrhunderte dauernde Abstieg durch diesen unersehlichen Verlust eingeleitet, und zwar nicht nur für den Staat und die Dynastie der Habsburger, sondern, was uns heute näher berührt, auch für das deutsche Volk und seine Geltung im Donauraum. Davon wird noch zu sprechen sein.

Über die Ursachen dieses auffallenden schlesischen Mangels an Anlagen zu großzügiger und kraftvoller politischer Selbständigkeit ist nicht leicht zu urteilen. Da er sich mit einer gewissen Gleichmäßigkeit bei den verschiedenen nacheinander siedelnden Völkern wiederholt, begründet er sich offenbar nicht allein in deren Anlagen, sondern auch in landschaftlichen Vorbedingungen. Dafür spricht, daß wir sowohl in Oberjachsen und der Lausitz wie in der Ukraine einem dem schlesischen in dieser Hinsicht verwandten Schicksal begegnen. Die Bewohner der fruchtbaren, aber zugleich zugänglichen und verkehrsfreundlichen, zwischen die Gebirgsschwelle und weite nördliche Waldstrecken gequetschten Lößzone scheinen sich den geschlosseneren Nachbarlandschaften gegenüber von vorn herein in einer schwierigen Lage befunden zu haben. In geschichtlicher Zeit, im deutschen Mittelalter und in den nachfolgenden Jahrhunderten, können dahinzugehendere — sich in der Bevölkerung selbst entwickelnde — Beweggründe getreten sein. Der Segen des fruchtbaren Bodens und die unvergleichliche Verkehrslage mochten hierzulande den auf die kulturelle Erschließung und Behauptung der Heimat gerichteten Sinn vor den anderen ausbilden — kam die Sorge um Besitz und ungestörte Handelsverbindungen hinzu, dann konnte der eigene politische Wille wohl unter Rücksichten erlahmen, die ärmere und skrupelloosere Nachbarn nicht in dem Maße kannten und die ihren Einfluß schließlich auch auf den Stammescharakter ausüben mußten.

Seit aus der deutschen Rückbesiedlung des Mittelalters das heutige Schlesien —

die reichste Landschaft des deutschen Ostens! — entwuchs, behaupten seine deutschen Bewohner ihren Platz im Gesamtvolk in erster Linie als Bauern, Handwerker, Kaufleute und Industrielle. Im Unterschied zu den baltischen und österröichischen Landen ist die schlesische Geschichte sinngemäß in erster Linie der deutschen Volksgeschichte und nicht der deutschen Staaten-geschichte einzuordnen. Sie besitzt als solche auch ihre große Bedeutung, aber wegen der bisher vorwiegenden Vernachlässigung der volksgeschichtlichen Betrachtung ist diese weder dem Gesamtvolk noch den Schlesiern selbst geläufig.

Das gilt schon für den Gegenstand: für Schlessien. Wer das Wort hört, denkt gewöhnlich an die preußische Provinz der Vorkriegszeit, von der nach Kriegsschluß das Hultschiner Ländchen, Ostoberschlessien und Teile der nordschlessischen Grenzreise zugunsten der Tschechoslowakei und Polens abgetrennt wurden. Neben diesem preußischen lebt aber seit den friedericianischen Kriegen ein österröichisches Schlessien her, der bei Habsburg verbliebene, aus den Fürstentümern Teschen, Troppau, Jägerndorf und dem Südzippel von Neisse bestehende Rest, in dem sich bis heute ein klares Bewußtsein der alten Zusammenhänge erhielt. Seit alter Zeit erfüllt der schlessische Stamm darüber hinaus den Norden und Osten Böhmens und den Nordstreifen Mährens. Die west- und mitteldeutschen Siedler, die hier während des Mittelalters von böhmischen und mährischen Gewalten angefehrt wurden, sind mit denen nördlich der Berge rasch zu einer Einheit verschmolzen. Im äußersten Norden gelang später noch eine weitere und wiederum friedliche Ausdehnung. Die sumpfigen Grenzstreifen an der Bartsch wurden überwunden und der Südrand von Posen von deutschen Schlesiern erschlossen. Der gesamt-schlessische Stammesraum ist also erheblich größer als das alte preußische und österröichische Schlessien, sein innerer Zusammenhang ist innig, er tritt in der Art der Menschen, ihren Sitten, ihrer Arbeit und Kunst, im Gesicht ihrer Wohnstätten und

Siedlungen deutlich genug zutage. Ein klares Bekenntnis zur gemeinsamen Stammesart und bewußte Folgerungen daraus sind freilich im nordostböhmischen und nordmährischen wie im südpolenen Bereich erst seit der Nachkriegszeit im Entstehen. Außerdem hinterließ die Zugehörigkeit zu verschiedenen Staaten natürlich auch ihre Spuren. In früheren Jahrhunderten hatte sie nicht so viel zu bedeuten wie im 18., wo der absolute Staat allmählich in zahlreiche bisher private Lebensbereiche eindringt, und wie im 19. und 20. Jahrhundert, wo sich nationale und völkische Bestrebungen dieser staatlichen Einflußnahme zu bemächtigen wissen.

Wir müssen beides im Auge behalten: das über die Provinzgrenzen hinausreichende Ganze des Stammesraumes und die Einschränkungen, denen seine einheitliche Ausdrucksfähigkeit infolge der verschiedenen politischen Zugehörigkeit unterworfen war und bis heute unterworfen ist.

Um zu ermessen, was die Deutschen seit dem 13. Jahrhundert aus Schlessien gemacht haben, braucht man nur den Zustand des Landes vor ihrer Ankunft und in unserer Zeit zu vergleichen.

Vorher herrschen Wald und Anland, heute herrscht der landwirtschaftlich genutzte Boden, gegen den dürftigen Stand des 12. Jahrhunderts ist er um das Achte bis Zehnfache gesteigert worden. Dem Gesamtvolk ist damit ein Gau von mehr als 6 Millionen deutscher Schlesier zugewachsen, das geschlossene schlessische Stammmland, das sich der Länge nach über die vordem trennenden Sudeten legt und das mit seinen Spitzen bis an die Beskidenkämme heranreicht. Mit nennenswerten Bevölkerungsbestandteilen slawischer Herkunft war dabei nur in den waldfreien Streifen der Oderebene zu rechnen. Sie haben sich dem deutschen Leben willig und reibungslos eingefügt, in einem friedlichen Fortschreiten, dem sich erst im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts die von außen — von Posen und Krakau — hereindringenden polnischen Nationalbestrebungen in den un-

fertigen Ostteilen Oberschlesiens zu widersehen versuchen. Der gleichgerichtete, auf den Süden des Kreises Ratibor zielende Vorstoß der Tschechen mißlingt vollkommen. Über der deutschen und kulturdeutschen Bewohnerchaft von Teschen aber schlägt die politische Agitation der beiden slawischen Völker in heftigem Widerstreit zusammen. Ohne das unglückliche Kriegsende würde dieses westslawische Vorgehen an der Entwicklung wenigstens im preussischen Teil wahrscheinlich nichts geändert haben. In ihm wie in den vermessenen slawischen Aufteilungsplänen*) jener Kriegs- und Umsturzjahre aber wiederholt sich noch einmal das von früher geläufige Bild: schlesisches Land ist der Begehrlichkeit seiner Nachbarn ausgesetzt, in der Praxis freilich nicht mehr zur Gänze, sondern im wesentlichen nur noch im oberschlesischen Osten.

Unbestritten ist auch das mittel- und niederschlesische Hinterland in seiner völkischen und staatlichen Zugehörigkeit zu Deutschland in jenen stürmischen Zeiten nicht gewesen. Aber die volkspolitischen Auseinandersetzungen wagten sich an seinen mächtigen Bestand ohne weiteres noch nicht heran. Mit seinem Gewicht schob es die aktuelle Gefahrenebene weit in den oberschlesischen Osten hinaus — als Grenzmark und Prellbock des Reiches.

Es sei nur in Kürze daran erinnert, wie die beiden westslawischen Nachbarn sich seitdem bemühen, es in dieser Wirksamkeit einzuengen. In den ihrer Herrschaft überantworteten mehrsprachigen Landesteilen streben sie den sich im deutschen Sinne vollziehenden Stammbildungsprozeß in sein Gegenteil umzukehren und die deutschen Bestandteile, die das Gerüst des Ganzen bildeten, gewaltsam auszumerzen. Die einsprachig deutsche Bevölkerung (beinahe ein Drittel des Stammes!) soll längs der Reichsgrenzen abgeriegelt und damit allmählich vom Volkstum abgespalten werden. Die Durchlöcherung ihres Siedlungsbodens, ihre Schwächung durch politischen und wirtschaftlichen Druck läuft nebenher. Das Ergebnis müßte die Zertrümmerung des

gesamt-schlesischen Pfeilers zunächst bis an die Reichsgrenze sein. Es ist fraglich, wieviel innere Spannkraft der schlesische Stamm diesem doppelten, mit harten Mitteln vorgetragenen Angriff entgegenzusetzen hat — fraglos aber ist, daß sich seine Widerstandskraft überall unendlich erhöhen läßt, wenn der Reichsteil in wachem Verständnis hinter seinen im Vorfeld ringenden Volksgenossen steht.

Seinen inneren Aufbau verdankt der schlesische Volkspfeiler den aus dem Altlande zugeflossenen deutschen Kräften, den Menschen mit ihrem Wagemut, ihren reichen Erfahrungen, den Kulturgütern, die sie mitbrachten. Vielfach sind diese im schlesischen Neuland zu einer vorher nicht erreichten Reife gediehen und haben von hier aus in den weiteren Osten hineingewirkt. Das Waldhufendorf hat sich längs der Sudeten zu immer großartigen Formen entwickelt. Die Stadt wuchs immer regelmäßiger um den rechteckigen Ring herum und war heute über die Weichsel oder den Jablunkapass hinaus reist, der wandelt an zahllosen Stellen sichtbar auf schlesischen Spuren. Bei der Gründung Krakaus waren Schlesier beteiligt, eine ganze Reihe von kleinpolnischen Städten bewahrt schon im Namen die schlesische Abkunft (Neumarkt, Neustadt, Landshut, Gorlice). Das Magdeburger Stadtrecht erhielt in Neumarkt und Breslau neue Formen, die als solche weiterwirkten, zahllose Rechts- und Kulturbegriffe wirkten daneben in alle Lebensbereiche des Vorfeldes hinaus und glichen sie mehr oder minder dem kulturellen Hochstand des deutschen Mitteleuropas an. Aber die vorgeschobenen deutschen Dorfgebiete in den Karpaten und vor deren Nordfuß sind der allmählichen Überfremdung ebenso unterlegen wie die Bürgerschaften der Städte. Mit den geringen Ausnahmen der Zipser und Zielitzer Volksinsel ist die Vernichtung dieses mittelalterlichen Deutschtums so vollständig, daß wir seine Umrisse nur mit großer Mühe nachzeichnen in der Lage sind. Gegen Süden hin steht es damit nicht besser. Prag durfte sich vom 14. Jahrhundert ab auch als Hauptstadt für Schle-

*) Vgl. die diesem Heft beigelegte Karte des Tschechen Hansch Kuffner.

sien betrachten. Die gegenseitigen Beziehungen verdichten sich im Zeitalter der Luxemburger, die schlesische Einflusnahme auf die Kultur der Stadt und auf ihre Univerſität wird rege und mächtig. Auch das reißt mit dem 15. Jahrhundert (Suffizienzzeit) ab und muß später zäh und langsam wiederaufgebaut werden. In Mähren und im weiteren Donauraum kreuzen sich die schlesischen Einwirkungen mit den süddeutschen. Ihr Anfang ist kaum erforscht, schon für die Markebene wären volkswissenschaftliche Untersuchungen in der Richtung der für das Deutschtum im heutigen Polen angestellten von dringender Notwendigkeit.

Eines läßt sich aber klar erkennen: die Vernichtung der Außenposten vom 15. Jahrhundert ab vollzieht sich im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Niedergang des schlesischen Stammlandes. Er wird von den erstarkenden westslawischen Staaten auf die verschiedenste Weise gefördert — u. a. auch durch wirtschafts- politische Beschränkungen. Die Grenzen werden teilweise geschlossen, die Handelswege abgeschnitten und das Leben in dem langen schlesischen Schlauch erscheint auch dem Binnendeutschen nicht mehr begehrenswert. Sein Zuzug erlischt.

Die größte Zeit Schlesiens war mit dem Mittelalter vorüber. Sein Bauerntum hat in der Folge schwer um die damals errungenen Freiheiten kämpfen müssen und es hat sie nur in bestimmten Strecken des unmittelbaren Sudetenvorlandes einigermaßen ungeschmälert behaupten können. Der Bürgerstand hat im 15. Jahrhundert die großen Verwüstungen des vorangegangenen mit zäher Kraft zu überwinden verstanden. Das Zeitalter der Religionskriege brachte neue empfindliche Rückschläge. Sie stehen schon in einem engen Zusammenhang mit der Politik des Habsburgerstaates, dem Schlesien seit 1526 mit Böhmen und Mähren angehört.

Er hat das Gesicht des Landes stärker nach dem Südosten gewandt. Die alte Grenze gegen Polen — sie stand von 1335 bis 1920/22 fest, wenn man von den Außenbezirken Schwerin, Auschwitz und Neustadt-Zator abzieht — wird nun zu einer verhältnismäßig scharfen Außen-

grenze. Erst im Zeitalter der Gegenreformation mildert sie gegen Posen hin ihre trennenden Wirkungen durch den Übertritt zahlreicher protestantischer Auswanderer (vor allem Tuchmacher!) — im übrigen entwickelt sie sich zu einer Kulturscheide ersten Ranges. Die Südgrenze aber bleibt jahrhundertlang lediglich eine Binnengrenze und gegenseitige Beziehungen überfluten sie vielfältig und stark. Im Gebirge entfaltet sich die Glas- und Textilindustrie. Schlesiens Leinen erwirbt sich Weltruf. Es stammt von beiden Flanken der Sudeten. Erzeugnis-, Veredelungs- und Handelsstätten beiderseits der Rämme werden dabei von den gleichen Firmen zusammengefaßt und an die großen oberdeutschen Handelsmittelpunkte angeschlossen. Vor den weiteren Südosten legen die Türken bis zum Ende des 17. Jahrhunderts eine schwer übersteigbare Schranke. Mit einem Umschlagplatz wie den deutschen Städten der Zips aber wird kräftig zusammengearbeitet und um die Wende des 17. Jahrhunderts steht Breslau in deren Geschäftsbeziehungen an weitaus erster Stelle. (Vgl. den inhaltsreichen Aufsatz von Ludwig Petry: Das Zipser Deutschtum in seinen kulturellen Beziehungen zu Schlesien vom 16. bis 18. Jahrhundert im 9. Band des schlesischen Jahrbuchs, Breslau 1937, S. 57 ff.) Zur Verdichtung der Verbindungen zwischen Schlesien und Zips hat auch die Reformation außerordentlich beigetragen und der starke Rückhalt, den die oberungarischen Gemeinden in dieser Beziehung an dem ostmitteldeutschen Hinterland fanden, belebte auch ihre Einflusnahme auf das gesamte deutschungarische Geistesleben jener Zeit bis zu dem fernen Siebenbürgen hin. In wesentlich geringerem Umfang haben sich Verbindungen in dieser Richtung auch während der folgenden beiden Jahrhunderte wiederholt. Kleinere Gruppen schlesischer Siedler drangen in den Karpaten bis nach dem Buchenland und schließlich sogar nach Galizien vor.

Im ganzen aber versetzte die konfessionelle Unduldsamkeit der Habsburger dem zwischen Schlesien und in dem Karpatenraum vorgelagerten Volksinseln entwickelten Zusammenhang entscheidende

Schläge. Seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts sehen sich zahlreiche Zipfer Pfarrer genötigt, im protestantischen Niederschlesien Zuflucht zu suchen, dessen Bewegungsfreiheit ebenfalls empfindlich eingeengt wird. Dazwischen schiebt sich das nahezu vollständig rekatholisierte Oberschlesien. Auch die Handelsbeziehungen lassen seit den 20er und 30er Jahren des 18. Jahrhunderts zugunsten Wiens und Leipzigs fühlbar nach. Die konfessionelle Bedrängnis lenkt die Blicke des protestantischen Schlesiens zugleich nach den deutschen Nachbarlandschaften im Norden, so daß von dieser Seite aus die preußische Eroberung eine nachhaltige Vorbereitung erfährt.

Die preußische Besitzergreifung des Hauptteils der schlesischen Lande fällt mit einer bisher unbekanntenen Straffung der staatlichen Einflußnahme überhaupt zusammen. Auch die nach Wien reichenden kulturellen, künstlerischen und geistigen Beziehungen des hohen Adels, der Geistlichkeit, der Orden usw. waren vielfach von rein politischen und katholischen Interessen gespeist oder mit ihnen so eng verknüpft, daß sie von Friedrich so rasch wie möglich unterbunden werden. Die große Bautätigkeit des Barock hört plötzlich auf. Es erhält sich zwar im 18. Jahrhundert an gegenseitiger Berührung mit dem österreichischen Südosten immer noch mehr, als man heute meistens annimmt, aber daß sich das preußische Schlesien nun bis zum Weltkrieg von Generation zu Generation immer stärker nach dem preußischen Norden wendet, kann nicht zweifelhaft sein. Die preußische Ordnung, in der man nun antritt, dreht dem Südosten den Rücken zu. Die kluge österreichische Kaiserin und ihr stürmischer Sohn aber lernen an dem Vorbild des großen Gegners. Sie nehmen das, was ihnen blieb, ebenfalls in straffere Zucht, der österreichische Schlesier sieht sich auch schärfer als jemals zuvor an seinen Staat herangezogen. Sein Gebiet gewinnt mit dem 1772 anfallenden Galizien als Verbindungsstück besondere Wichtigkeit für die Monarchie, die Zips läßt sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer stärker von Budapest einfangen, die schlesischen Verbindungen zu Siebenbürgen und

den oberungarischen Bergstädten reißen offenbar so gut wie vollständig ab.

Wirtschaftlich wurde die große Auseinandersetzung zwischen Friedrich und Maria-Theresia von einem Zollkrieg begleitet. Er konnte zwar angesichts der engen Verflechtung mancher Gewerbe nicht auf alle Produktionszweige ausgedehnt werden und er hat auch für die Zukunft ein weitaus engeres Herüber und Hinüber, als es an den meisten anderen Grenzen bestand, nicht verhindern können. Aber die Grenze war eben von jetzt ab da und die großen Energien auch des Geschäftslebens sahen sich in Kanäle geleitet, die voneinander abführten. Schlesier — Gelehrte und Beamte, Gewerbe und Großindustrie haben auch in der Donaumonarchie des 19. Jahrhunderts ihre bedeutende Rolle gespielt, aber sie kamen lediglich aus dem kleinen österreichisch-schlesischen Grenzstreifen oder sie traten als Nordmährer und Deutschböhmen hervor. Der Stamm war in seiner Schlagkraft und in seiner Einflußnahme auf die Umgebung gespalten und gelähmt.

Heute sind die Sudetenschlesier auch von Wien abgeschnitten und von Prag haben sie nichts zu erwarten. In ihrer natürlichen Anlehnung an das reichschlesische Hinterland aber sehen sie sich auch auf völlig unpolitischen Lebensgebieten durch täglich zunehmende kleinliche Beschränkungen ihres Staates gehemmt. Das Schicksal der von der Tschekoslowakei seit 1933 verbotenen schlesischen Kulturwochen ist ein sprechender Beweis für diese Abschürung.

Die Gesamtschlesische Stammeskulturbewegung stellt aber zugleich auch ein Zeugnis für die veränderte Haltung, die seit Kriegsende im reichsdeutsch gebliebenen Schlesien Platz zu greifen beginnt. Die Schicksalsgemeinschaft mit den vor den Grenzen ringenden Volksgenossen des gleichen Stammes tritt in zunehmendem Maße in sein Gesichtsfeld. Wenn einmal von dynastischem Denken bestimmte Schranken bestanden haben, so sind sie heute weggefallen. Für das völkische Denken unserer Zeit aber bestehen grundsätzlich keine Grenzen im geschlossen siedelnden Volk.

Im inneren Zusammenhang mit dieser gesamtchlesischen Einstellung fallen seit dem Weltkrieg auch die Schranken, mit denen man sich den Blick in den weiteren Südosten selbst verbaut hatte. Die großen Fahrten der Jugend haben Hunderte von aufnahmebereiten jungen Menschen erst mit den vorgeschobenen deutschen Siedelgebieten, dann auch mit den fremden Völkern in Berührung gebracht. In ihrem Bestreben, nicht nur dem Zusammenhang des eigenen Volkes, sondern auch dem gegenseitigen Verständnis mit den anderen zu dienen, betreiben heute H.A. und Studentenschaft diese Unternehmungen besonders intensiv. Junge und alte Dozenten der Breslauer Hochschulen haben sich ihrem Beginnen angegeschlossen, freundschaftliche, in wechselseitigen Besuchen vielfach gekräftigte Beziehungen verbinden heute die schlesische

Universität mit zahlreichen Hochschulen bis zum Balkan hinunter. Während es früher in dieser Hinsicht am Notwendigsten mangelte, wächst jetzt ein ganzer Stamm von land- und spracherfahrenen Sachkennern für den Südosten auch im reichsdeutschen Schlesien heran. Seit einigen Jahren gipfeln alle diese Bemühungen in der Breslauer Südostmesse, die von der Seite des Reiches aus bewußt gefördert wird und eine immer wachsende Anteilnahme der Südoststaaten erweckt.

Sie führt freilich auch an einen Punkt, der deutlicher als alle anderen zeigt, daß schließlich auch der gute Wille und die feste Bereitschaft der Schlesier allein die zugeschlagenen Tore nicht werden öffnen können. Die große mittelalterliche Zeit der schlesischen Vergangenheit gründete sich auf Gegenseitigkeit!

1813

125 Jahre sind vergangen, seit im März 1813 die Woge der deutschen Erhebung gegen den französischen Tyrannen aufbrannte. Diese Erhebung, die zur ersten organisierten Gemeinschaftstat aller deutschen Stämme führte, die Preußentum und Österreicher in Reich und Glied zusammenzwang, dieser Volksaufstand gegen den Vollstrecker der Weltunterdrückungsidee der französischen Revolution, nahm ihren Ausgang von den östlichen Provinzen des deutschen Reiches. Es war die Tat, mit der — wie es der Sudetendeutsche Heinrich von Treitschke ausdrückte — „die Kolonie des deutschen Mittelalters dem großen Vaterlande die Schuld des Dankes hochherzig heimzahlte“. In Ostpreußen wurde der Anfang gemacht. Die Tat von Sauroggen des alten Nord, der zu entscheidender Stunde die richtige Wahl zwischen Königstreue und nationaler Pflicht zu treffen gemußt hatte, war das erste Sturm-

Flammende Aufrufe erschienen in allen Teilen der Provinz, Aufrufe, die eine bis dahin ungehörte, tief aufwühlende, revolutionäre Sprache sprachen. Aus ihnen weht uns der Rhythmus an, der in den Worten der großen Führer unserer Tage schwingt.

„Und wofür wird gestritten werden in dem großen Kampfe?“ — heißt es in einer dieser Schriften, die wir auf der Suche nach Dokumenten jener Zeit aufgespürt haben — „Für das Heiligste und Ehrwürdigste: für die Ehre, die Freiheit, die Gerechtigkeit, für die Wissenschaft und für die Kunst, für jede schönste Tugend und jedes höchste Gut des menschlichen Geschlechts, die der abscheuliche Tyrann von der Erde vertilgen möchte; für das Liebste und Theuerste: für die Aeltern und für die Kinder, für die Weiber und für die Bräute, für das gegenwärtige Geschlecht und für die künftigen Geschlechter, die elende Sklaven seyn wer-



Schlesische privilegirte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller
Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinneret Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinneret Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren edlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie mögen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehelos der Preuze und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

den, wenn ihr nicht kühne Männer seyn wollet. . . .

Preußen! das Zeitalter, das Vaterland, die Welt sieht auf euch: die ersten müssen die glänzendsten seyn. Ihr werdet nicht kleiner seyn in Ten - 12
waren. W"

Landschaft, entworfene Landwehrgesetz.
Ostpreußen allein stellte 13 000 Mann
Reserve, 20 000 Mann Landwehr, ein
National - Kavallerieregiment und 700
Freiwillige M

war auch in diese Lande gedrungen. Aus allen Teilen strömten die Freiwilligen zusammen und ein ganzes Volk stand auf, als der König am 17. März den von Theodor von Hippel, dem Staatsrat und Sohn ostpreussischer Erde verfaßten „Ausruf an mein Volk“ erließ.

Noch eine Tat, die von den ostdeutschen Ursprungslanden der ersten großdeutschen Volkserhebung ausgegangen ist, verlangt ein Gedenken in den Tagen ihrer 125. Wiederkehr: Am 10. März 1813, dem Geburtstag der toten Königin Luise, stiftete Friedrich Wilhelm III. das Eiserne Kreuz. „Die in der Stiftung liegende Fülle von deutungsreichen Gedanken“, schrieb Theodor von Hippel, der Verfasser des Ausrufs vom 17. März 1813, . . . „und die sinnige Verbindung der Erinnerung an die eiserne Zeit der Gegenwart, an das ganz gleiche Ordenszeichen der im Kampfe gegen Anchristen und Undeutsche unermüdblichen deutschen Ritter und an dem Geburtstag der unser Beginnen aus Sternenhöhen segnenden Königin ist über der freudigen Begierde nach diesem höchsten aller Ehrenzeichen des ritterlichen Geistes, nicht genug in ihrer gan-

In drei deutschen Kriegen, im Freiheitskampf gegen den Unterdrücker Napoleon, im Krieg um die Entstehung des Bismarckreiches, und im Weltkrieg, dem großen tragischen Ringen um den Bestand des deutschen Volkes, das aus diesem Erleben zu sich selber fand, ist das Eiserne Kreuz stets das Ehrenzeichen höchster soldatischer Tugend gewesen. Aus der Schmach schändlichster Verunglimpfung hat es erst der Mann zu höchsten Ehren wieder emporgehoben, der heute das Eiserne Kreuz mit Stolz als einzige Kriegsauszeichnung trägt: der Führer Adolf Hitler. Durch seine Tat ist heute Wirklichkeit geworden, was Ernst Moritz Arndt im „Ausruf an die Deutschen“ 1813 forderte:

„Deutsche für Deutsche!

Nicht Bayern, Nicht Braunschweiger, Nicht Hannoveraner, Nicht Hessen, Nicht Holsteiner, Nicht Mecklenburger, Nicht Österreicher, Nicht Pfälzer, Nicht Preußen, Nicht Sachsen, Nicht Schwaben, Nicht Westfälinger, Nicht Ihr, die Ihr sonst freie Reichsstädter hießet und waret. Alles was sich Deutsche nennen darf — nicht gegeneinander, sondern:

Die Macht der Grenze

500 Jahre Deutsches Memelland — 15 Jahre litauischer Gewaltherrschaft

Staatliche Grenzen, die ein halbes Jahrtausend gehalten haben, und mehr die Scheide zwischen zwei Welten als zwischen zwei Staaten und Völkern bedeuteten, fielen im äußersten Osten des Deutschen Reiches am 10. Januar 1923, also vor nunmehr fünfzehn Jahren, vor dem leichten Druck eines fast schon aus dem Bewußtsein der Menschheit gelöschten Volkes zusammen. Die erste Nachkriegszeit war überreich an Tollheiten, denen jeder politische Sinn mangelte. Was sich aber in diesem schicksalsschweren Januar in Memel abspielte, war wohl das Abenteuerlichste, was sich in jener Zeit an allen Grenzen ereignete.

Aus reiner Willkür hatte man in Versailles das Memelgebiet vom deutschen Reich getrennt. Der französische General Odry hatte im Auftrag der sogenannten Siegerstaaten die vorläufige Verwaltung des Gebietes übernommen. Die Mächtigen von Versailles wußten selbst nicht, was sie mit dem Lande beginnen sollten. Sein rein deutscher Charakter war erwiesen. Niemand dachte daran, es dem neuerstandenen litauischen Staat zu übereignen. Der französische General hatte sich einen polnischen Dolmetscher nach Memel mitgebracht, weil er der Ansicht war, er werde es dort mit polnischen Bevölkerungsteilen zu tun haben. Der Gedanke lag nahe, aus dem Gebiet einen Freistaat nach dem Muster Danzigs zu machen. Die Botschafterkonferenz hatte schon eine Art Freistaat-Verfassung vorbereitet.

Da geschah, was niemand erwartet hatte. Aber die memelländische Grenze drangen von Litauen her verummte Trupps, Banden in abenteuerlichem Zivil, die mehrere tausend Mann stark waren. Sie inszenierten einen „Aufstand der Memelbevölkerung“ gegen die franzö-

sische Fremdherrschaft, sie traten als Memelländer auf, die ihre angebliche Heimat „wieder“ an das litauische Mutterland anschließen wollten. Es wurde schnell offenkundig, daß es sich bei diesen Banden um verkleidetes, reguläres litauisches Militär handelte.

Der französische General Odry nahm die Hilfe, die ihm die deutschen Bewohner des Memellandes gegen die litauischen Eindringlinge anboten, nicht an. Er zog sich mit seinen Alpenjägern in die Kasernen zurück und gab sich, nachdem einer seiner Soldaten von den Litauern erschossen worden war, geschlagen. Der französische General hißte die weiße Fahne. Litauen hatte erreicht, was es wollte. Während das wehrlose deutsche Volk ohnmächtig den Einbruch der Franzosen in das Ruhrgebiet erdulden mußte, fiel im Osten eine alte Grenze.

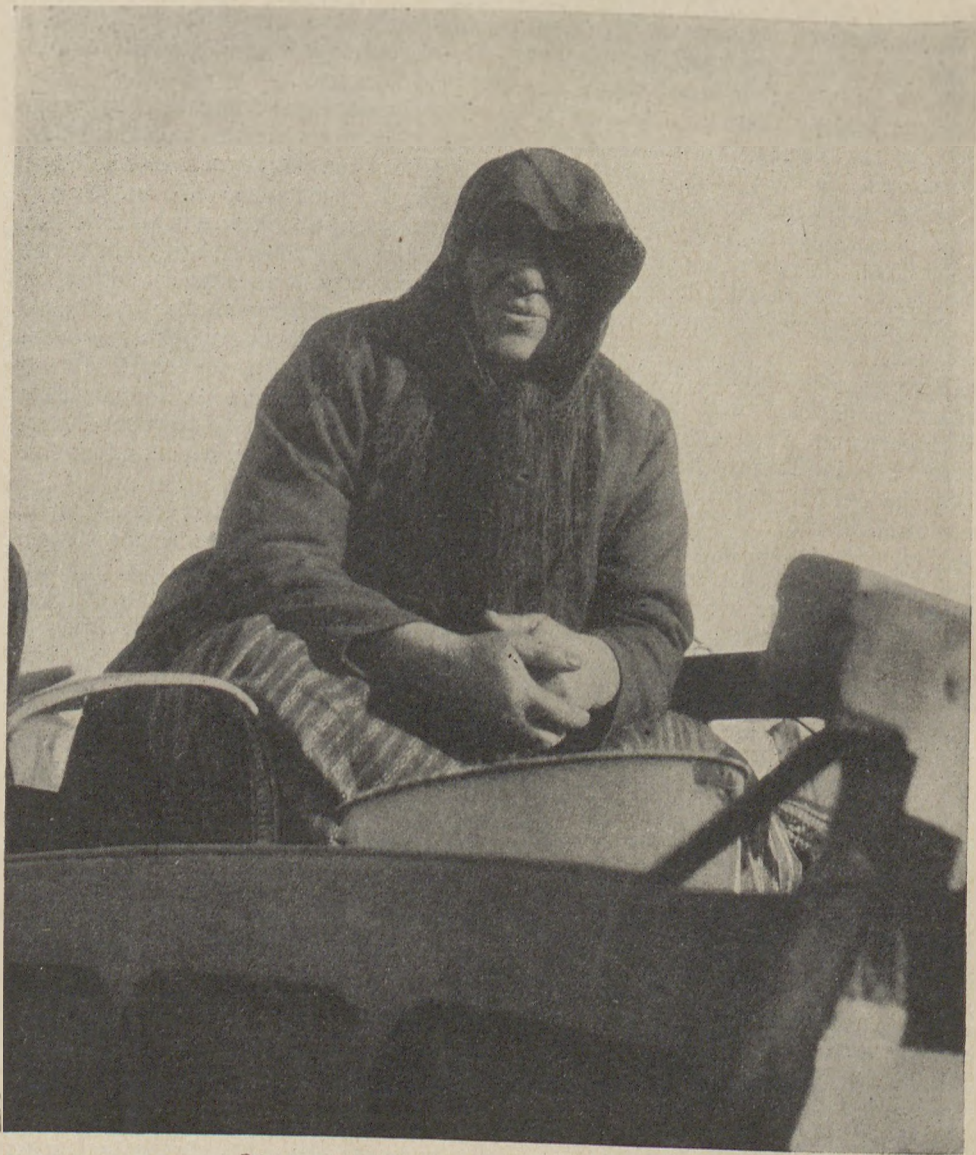
Wehrlose Staaten haben keine Grenzen. Wir haben diese bittere Wahrheit am Ende des Krieges an allen Ecken und Enden des Reiches erlebt. Aber wenn Haß und Willkür auch die Grenzen im östlichsten Teil des Reiches verschoben: das Land blieb und die Menschen blieben. Und sie halten jenseits der staatlichen Trennungslinie die Scheide aufrecht, die in Blut und Wesen der Menschen, im Bilde der Landschaft und im Charakter der Städte und Dörfer durch ein halbes Jahrtausend geprägt worden ist.

Es ist den Litauern trotz aller Bemühungen bisher nicht gelungen, den deutschen Charakter des Memellandes und seiner Menschen zu ändern. Diesseits und jenseits der staatlichen Grenze Deutschland-Memelland tragen Landschaft und Menschen dieselben Züge. Der Fremde, der in dieses Gebiet gelangt, weiß den Litauer sofort von dem Memeldeutschen zu unterscheiden. Die Gegensätze in der

äußeren Erscheinung, in Art und Haltung sind so kraß, daß man sich nicht irren kann. Es gibt keinen Übergang. Diese Gegenfähe sind natürlich. Gerade im Memelland wird es augenfällig, wie sehr Landschaft und Menschen einander bedingen. Dieses starke, schwere, fast heidnisch anmutende Land, die Küste, das Haff, die Dünen, die Wellen und das weite Meer haben einen eigenen Menschenschlag geschaffen, haben die Gestalten und Gesichter der Fischer und Bauern geprägt und den Männern und Frauen Züge verliehen,

die ganz unverkennbar sind. Niemals wird der litauische Mensch auf dieser Erde heimisch werden. Sie lehnt ihn ab.

In dem Bericht einer internationalen Sonderkommission der Botschafterkonferenz vom 6. März 1923 heißt es: „Die Ostgrenze des Memelgebiets, die frühere russisch-deutsche Grenze, stellt eine tatsächliche Scheidung ohne Übergang zwischen zwei verschiedenen Zivilisationen dar. Mindestens ein Jahrhundert trennt sie voneinander. Es ist eine richtige Grenze zwischen Westen und



Litauisches Marktweib in Memel

Osten, zwischen Europa und Asien." Ein Engländer, ein Franzose und ein Italiener haben das festgestellt, Männer, die am Schicksal des Memellandes uninteressiert waren und bestimmt nicht die Absicht hatten, das Deutschum des Memellandes zu stützen. Um so wertvoller ist dieses Zeugnis. Es gilt heute und es wird weiter gelten. Wer die Grenze des Memelgebiets nach Litauen überschreitet, gelangt in eine andere Welt.

Und gegen diese Welt hat das deutsche

Memelland mit seinen Menschen sich zu behaupten. Dieser Kampf ist nicht leicht. Wir kennen die Geschichte dieses Kampfes, die eine Geschichte deutscher Volksnot ist. Aber was die Litauer auch erfannen, um diesem Land ihren eigenen Stempel aufzudrücken, es litauisch zu machen, alle Versuche schlugen fehl. Wir wissen um den Kriegszustand, der immer noch von den Litauern im Memelland aufrecht erhalten wird, wir wissen von den Übergriffen der Rownoer Zentralbehörden und der litauischen Ortsgewaltigen, wir



Memeldeutsche Fischerfrau



Deutsches Fischerhaus im Memelland

kennen das Spitzelwesen, das die Litauer mit ihren eigenen Leuten im Lande großgezogen haben, wir kennen die zahllosen Verhaftungen, wir wissen um den Ruin vieler Familien und Existenzen. Wir kennen die Memel-Prozesse, die die ganze Welt in Aufregung versetzt haben.

Aber wir kennen auch den starken Sinn der Memelländer, der sich nicht brechen läßt. Auch die deutschfeindliche Welt mußte die tapfere Haltung des Memeldeutschtums anerkennen. Die Litauer ersparten diesen Deutschen keine Schikane. In den Zeiten vor den Wahlen zum Memel-Landtag konnte kein Mittel niedrig genug und kein Druck hart genug sein, wenn sie auch nur die geringste Aussicht auf ein neues litauisches Mandat

versprachen. Aber jeder neue Wahlgang wurde für die Litauer zu einer Katastrophe. Aus jeder Wahl ging das Memeldeutschtum stark und geschlossen als der natürliche Herr seines Landes hervor.

Die Macht der fünfhundertjährigen Grenze wirkt weiter. Selbst Litauer erkennen sie an. Die litauischen Menschen, die aus dem sogenannten „Groß-Litauen“ in das Memelgebiet gekommen sind, fühlen sich dort in einer anderen Welt, die ihnen besser erscheint als die, die sie verlassen haben. Sie wehren sich gegen den massenhaften Zustrom ihrer eigenen Volksgenossen aus ihrer eigenen Heimat nach Memel, weil sie wissen, daß mit jedem einzelnen dieser neuankommenden Litauer die Grenze von



Jenseits der ehemaligen russischen Grenze

Osten nach Westen wandert. Es sind bestimmt keine edleren Beweggründe, die die schon länger im Memelgebiet wohnhaften Litauer sich gegen den Zustrom ihrer eigenen Landsleute wehren lassen. Es sind rein materielle Gründe. Diese Menschen wissen, daß sich ihr neues Geschick im Memelland nicht mehr von ihrer früheren Lage in Groß-Litauen, die wenig beneidenswert war, unterscheiden wird, wenn es der Kownoer Regierung gelingt, das Memelgebiet für den Osten zu erobern, die natürliche Grenze zwischen dem Memelgebiet und dem Kownoer Litauen aufzuheben.

Fünfzehn Jahre lang hat sich die in einem halben Jahrtausend geprägte Scheide zwischen dem Memelland und

dem sogenannten Groß-Litauen gegenüber der staatlichen Trennungslinie zwischen dem Memelland und dem Reich durchgesetzt. Nicht im staatlichen Sinne, das wollen wir betonen, sondern im völkischen Sinne. Solche Grenzen können von heute auf morgen nicht durch Ereignisse aufgehoben werden, die einer vorübergehenden und bereits vorübergegangenen politischen Konjunktur entsprungen sind. Grenzen, wenn sie wirklich diesen Namen verdienen, sind das Werk von Generationen. Sie werden nicht mit einem Federstrich gezogen, sie werden geschaffen, geprägt. Sie liegen nicht da, wo Staaten aufhören. Sie liegen im Blut und in der Sprache, in Haltung und Art. Grenzen sind Aufgabe und Verpflichtung.

Dörfliche Heimat

Drei Gedichte von Heribert Menzel

Die Heimfahrt

Wenn ich heimkam, du weißt, in das Land, wo die Sagen beginnen,
Wo die Welt uns verläßt, wo die Felder in Wälder einschwingen,
Auf dem Kleinen Bahnhof, da schnaubte das wilde Gespann.
Seht ihr, da bin ich! Der Kutscher grüßte und lachte mich an.
Gab mir die Zügel; und so ward mir das Erbe verliehn.
Und wie die Peitsche nun knallte, so hat mein Herz aufgeschrien.
Schecke und Schimmel, greift aus! Seht doch, das Korn ist ein Meer,
Lange umrauscht uns der Wald, und das Moor legt sich quer,
In den Seen der Abend glüht schon ein feuriger Brand,
Soll uns die Heide noch dunkeln, sind euch nicht Flügel gespannt?!
Herz, ach, du flogst uns voraus, ließt schon durch Garten und Stall,
Zu den Koppeln und schnalztet, gleich kamen die Fohlen all.
O, wie sang ich der Lust, daß ich den Städten entfloh,
Daß mir die Pappeln noch rauschten als dem erwarteten Sohn.
Da ich den Kranichen rief, zu den Inseln, da schrie es zurück,
Und nun führen wir langsam, und ich verstummte vor Glück.

Das Dreschflegellied

Klipp Flapp Klipp Flapp
Sinterm Hofe in der Scheune
Wirft die blonde Grete Garben,
Ihre Augen sind der Himmel,
Und ihr Mund ist kirschfarben.
Ach, die tollen Bauernsöhne,
Und erst gar die beiden Knechte!
Jeder schwört, sie sei die eine,
Jeder glaubt, er sei der rechte.
Klipp Flapp Klipp Flapp
Sinterm Hofe in der Scheune.

Klipp Flapp Klipp Flapp
Morgen abend in dem Dorfstrug
Gibt es Freibier, ja, und Gäste.
Röcke kreisen bunt wie Wiesen;
Wer ein Mäd'el hat, halt's feste.
Ach, wie da die fliegen fliegen,
Simmelhoch, gewaltig nieder!
Jeder schaut mal auf die Wade,
Jeder mal ins volle Nieder.
Klipp Flapp Klipp Flapp
Sinterm Hofe in der Scheune.

Klipp Flapp Klipp Flapp
Sinterm Hofe in der Scheune
Ach, welch kriegerische Flegel!
Ist das nicht ein Tanz der Teufel?
Sind das nicht schon Trommelschlägel?
Bauer kommt besorgt gegangen,
Bauer rückt vergnügt die Mütze,
Und er lacht der vollen Garben
Und des Mädels, das so nütze.
Klipp Flapp Klipp Flapp
Sinterm Hofe in der Scheune.

Karussell im Dorf

Wenn hinterm Wald die Orgel dröhnt,
Die Magd ist schnell gepuzt,
Der Knecht wäscht sich mit Seife hell.
Ja, Bauer, ja: das Karussell!
Der Bauer tut gar sehr vertraut.
Ach laß, wir sind's gewöhnt.

Hat nicht der Spiegel mitgelacht?
Und tanzt nicht schon das Land?
Ach Gott, warum läufst du so schnell?
Das Karussell! Das Karussell!
Na, komm, na, gib schon deine Hand.
O wunderfüße Nacht!

Da liegt der Platz, vom Licht erhellt.
Noch sind zwei Schaukeln frei.
Die drehn sich leise schon im Kreis.
Die Musik lockt und dröhnt mit fleiß.
Schnell, schnell, so sind wir mit dabei
Nur zu, die Glocke schellt.

O Licht, o Lust, ich faß es kaum,
Die Leute stehn zu Hauf,
Schau sie nur an, wir schweben schon,
Nun fliegen wir schon weit davon,
Nun tun sich alle Himmel auf,
O Glück, o süßer Traum!

Der Mond, die Sterne kommen nah,
So schwingen wir hinaus,
Weit fort, wohl über Stadt und Land.
Wie ist schon alles unbekannt.
Gewiß, hier wartet wo ein Haus.
Paß auf, gleich sind wir da.

Ich fang nur schnell noch einen Stern.
Wie fliegt so licht dein Haar!
Hörst du noch fern der Weltgedröhn?
O du, wie ist das Leben schön,
O du, heut ist es wunderbar,
Ich glaub, es hat uns gern.



Subtendente Kunst
Willy Paupic: Schiefes Bergdorf

Sudetendeutsche Kunst

Mit der in diesem Winter in Gegenwart Konrad Henleins und Prof. Hans Schweikers im Kronprinzenpalais in Berlin eröffneten Ausstellung sudetendeutscher Kunst haben sudetendeutsche und volksdeutsche Künstler überhaupt zum erstenmal in einem so großen und repräsentativen Rahmen ihr Werk vor die gesamtdeutsche Öffentlichkeit gestellt. Darin liegt in erster Linie die Bedeutung dieser Ausstellung. Sie kündigt der deutschen Öffentlichkeit von den hohen künstlerischen Leistungen der Sudetendeutschen. Durch sie erfährt die Welt aber auch, welche Bewandnis es mit dem „Absterbenden Alt des Deutschtums“ hat, wie man in Prag das Sudetendeutschtum einmal genannt hat. Diese Ausstellung zeigt, daß die kulturelle Schöpferkraft der Sudetendeutschen ungebrochen ist und „daß sie im harten Kampf des Alltags nicht verlernt haben, nach den Sternen zu greifen, daß sie durch ihre Künstler nach der inneren Sinnggebung ihres Kampfes und ihres Seins zu ringen nicht aufgehört haben“.

Neben Werken der reifen Kunst eines Ferdinand Staeger, Walter Klemm, Franz Gruß und Emanuel Hegenbarth werden köstliche Proben eines hohen künstlerischen Könnens junger und unbekannter Talente gezeigt. So fallen die Bilder von Elisabeth Geyer-Plavec, Paul Gebauer, Gottfried Erben, Herman Dieke, Artur Kessel, Robert Streit, Rudolf Karasjek auf, um nur einige Namen aus der großen Reihe der Künstler überhaupt zu nennen.

Wenn es ferner auffällt, daß sich unter den vielen Bildern nicht ein einziges sonnendurchflutetes Landschaftsbild oder lachendes Porträt oder Kinderbildnis befindet, so ist das nicht die Folge einer beabsichtigten Auslese, sondern in dieser Tatsache spiegelt sich das künstlerische Erlebnis sudetendeutscher Not, das in den

gedämpften Farbenbildern zum Ausdruck kommt. Der düstere Unterton beherrscht die Bilder aller Künstler, gleichgültig, ob sie in der heiteren Landschaft des Egerlandes schaffen oder im Banne der wuchtigen Bergwelt des Riesengebirges oder im schleißischen Hügelland ihre Werke gestalten, gleichgültig auch, ob sie die Landschaft ihrer Heimat in der Pracht des Frühlings oder aber im Glanz von Eis und Schnee malen.

Und wie sich die Not der sudetendeutschen Grenzgebiete in den schwermütigen Bildern widerspiegelt, so spricht aus den Plastiken Mehners, Klemms, Nitsches und Wakals, um wieder nur einige Namen zu nennen, die unbeugsame Kraft und kämpferische Haltung des deutschen Menschen im Grenzgebiet. So haben in den Werken sudetendeutscher Künstler die Elemente des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Not und Kampf ihre eigenartige künstlerische Gestaltung gefunden und sind damit zugleich ein künstlerischer Erlebnisbericht von ringendem deutschen Volkstum im Osten geworden.

Es ist deutsche Eigenart, trotz Not und Kampf den Sinn für das Heitere nicht zu verlieren. Und so stellen die spazigen Schnitzereien Barwigs, die ausdrucksvolle Mädchenbüste Hoffmanns und Wakals „Schreibhals“ wie die traumverlorenen Radierungen Staegers und die kühn geführten Graphiken Klemms und Max Hegers nur eine natürliche abrundende Ergänzung der Gesamtschau sudetendeutscher Künstlerschaffens dar.

Aus den Grenzlanden kommt mancher Quell deutschen kulturellen Schaffens in den Strom deutschen Kulturlebens, der ihn mit klaren Wassern verbreitert und vertieft. Was in der Berliner Ausstellung sudetendeutscher Künstler gezeigt wird, ist beste deutsche Kunst schlechthin.

R. V.

Nordostdeutsche Dichtung der Gegenwart

Im selben schicksalhaften Augenblick, in dem der uns wesensfremde mechanische Staatsbegriff des Liberalismus abgelöst wurde durch die wesenseigene organische Volksvorstellung, wuchs unser Bild der Nation mit einem Schlag weit über die Reichsgrenzen hinaus und schloß alle die dreißig Millionen Grenz- und Auslandsdeutschen der ganzen Welt in unsere Liebe und Teilnahme mit ein. Von diesen Grenz- und Auslandsdeutschen sind uns heute freilich die des Nordostens besonders wichtig. Drohend erhebt sich am Übergang nach Asien die Sowjet-Sphinx. Es ist von größter Bedeutung, wie der Zwischenraum zwischen Rußland und Deutschland politisch und kulturell ausgerichtet ist. Werden all diese neu-entstandenen Oststaaten von Estland bis zur Tschechoslowakei der Sowjet-Gefahr Trotz bieten können, oder werden sie überrannt werden; oder aber werden sie gar — wie dies in einem Fall heute schon so anmutet — den Sowjets eine Hilfsstellung bieten? Wir wissen es noch nicht, wie der Weg dieser neuen Staaten und ihrer Staatsnationen aussehen wird. Eines aber wissen wir genau: die Deutschen, die in diesen Staaten des Nordostraumes leben, werden niemals im Zweifel darüber sein, wo sie zu stehen haben. Der Grenz- und Auslandsdeutsche des Nordostens kennt seine Aufgabe seit Jahrhunderten genau: sein Pflug ist eine Wehr, seine tägliche Leistung ein Verteidigungswerk nicht nur deutscher, sondern geradezu europäischer Kultur; das Wort des deutschen Dichters aber in diesem bedrohten Nordostraum Europas ist ein Bollwerk deutscher Zuversicht und Beharrungskraft!

Seit hunderten und aberhunderten von Jahren wußte der Deutsche ja, wo seine kolonialisatorische Aufbauarbeit zu leisten war: der weiträumige Osten, er

lockte nicht nur durch seine vielerlei Möglichkeiten, sondern er bot auch immer schon die große Aufgabe, mit deutscher Leistung und Arbeit dem Einbruch fremdartiger Gewalten einen unüberwindbaren Wall entgegenzusetzen. Alle schöpferische Gegenwart des Deutschtums im Nordostraum baut infolgedessen auf einer stolzen und schwerwiegenden Tradition auf. Die Balten können auf achthundert Jahre deutschen Herrenbewußtseins auf ihrem vorgeschobenen Posten zurücksehen. Die Deutschen Danzigs bauen seit 700 Jahren an dieser wunderbaren Stadt zwischen Ostsee und Weichselmündung und an ihrem Hafen. Die Deutschen des heutigen Polen adern ihren Boden, je nach der Landschaft, in der sie sitzen, seit 500, seit 300, seit 200 Jahren. Die Wolga-Deutschen, denen nun ein unverdientes Los zuteil wird, roden dieses harte Land seit 150 Jahren. Der Sudentenraum aber zählt zu den frühest besiedelten Gebieten Europas. Markomannen, Quaden, Langobarden lösten früh schon die Boier ab. Erst an der Wende des 6. und 7. Jahrhunderts wurden sie durch die Slaven zeitweise verdrängt. Im 12. und 13. Jahrhundert jedoch erfolgte die Wiederbesiedelung durch Deutsche der verschiedensten Stämme.

Lassen uns diese wenigen Zahlen schon tief hineinschauen in dieses deutsche Aufbauwerk des Ostens, so sprechen auch deutsche Dichter schon seit Jahrhunderten aus diesem Osten zu uns. Wieviele wichtige Lieder des 16. und besonders des 17. Jahrhunderts kamen aus dem Baltikum — und über die Leistung des Stürmers und Drängers Lenz bis herauf zu den wuchtigen Romanen Peter Zoega von Mantuffels, der diese deutsche Herrschaft der Balten als „Könige der Scholle“ feiert, wölbt sich der große Bogen deutsch-baltischer Dichtung

als ein einziges Bekenntnis zu deutscher Beharrungskraft. Wie aber sieht nun die junge Generation der baltischen Dichter aus — denn diese Frage nach der jungen Generation vor allem wollen wir uns überhaupt für den ganzen Nordosten stellen! Da steht etwa Gertrud von den Bränden vor uns. Ihr „Heimwehbuch“ erschließt uns die Seelennot derer, die ins Reich wandern mußten, aber auch die Nöte derer, die daheim die Wacht halten. Ihr Lied vom „Abzug der Deutschen aus Kurland“ gehört zum Erschütterndsten unter den dichterischen Gestaltungen der baltischen Tragödie, der auch Siegfried von Vegeſack seine „Baltische Trilogie“ widmete. Viele ihrer Gedichte, aber auch ihr Kindheitsroman „März“, lassen noch einmal den alten Glanz des kurländischen Gutshofes aufleuchten — wie nun auch Oskar Grosberg in seinem altlivländischen Buch den Gutshof „Meschwalden“ wiederersehen läßt — aber nicht bloß als schöne Vergangenheit, sondern als Ruf zur Würde des Tragens. In diesem Sinn der Selbstaufzucht wendet sie sich auch mahnend und aufrichtend an das nun kommende Geschlecht. Herbert von Hoerner aber, der sich indessen als einer der besten Novellisten der Gegenwart überhaupt erwies, — seine Novellen „Die Rutscherin des Zaren“ und „Die letzte Kugel“ gehören zu den erlesenen Meisterwerken ihrer Gattung — tut recht daran, in seiner naturverbundenen, vom Atem der weiten Nordost-Ebene bedingten Lyrik vom „Beispiel der Natur“ zu sprechen. Daß aber seine Verse:

„Greise, Pflüger, zum Pflug! Sämann folgt hinterdrein.
Deutsches Saatgut der Heimat, Gott erhalte dich rein!“

die Haltung treffen, von der her nun auch die Jüngsten ihr Werk aufrichten wollen, ist aus der Lyrik dieser Jüngsten selbst am deutlichsten zu erkennen. Alle individualistische Belastung ist da ebenso abgefallen, wie alle ständische Voreingenommenheit. Die große deutsche Wandlung hat auch sie ergriffen.

„Wir sind ein Leib mein Volk mit dir,
ein Leib und heilig ungeteilt . . .“

dies Wort von Ler Schloß gilt für alle die Jungen. Aus ihrer Mitte erklingt nun Bosses „Chor der Arbeitskameraden“ oder Nanneks „Aufstieg“-Hymnus. Und Arved Krögers Gesang „Balten“ gilt als Schwur für die Kommenden:

„Kam aus Osten die rote Flut
und brandete haßvoll empor.
Wir waren der Damm. Wir waren
das Blut
des Landes, und nahm man uns Ernte
und Gut —
wir bleiben so hart wie zuvor.

Noch leben wir Balten und sind harten
Schlags,
und wir kennen Gezeiten der Not.
Wir stehen im Osten, dem Schoße des
Tags,
wir haben die Zukunft für uns. Und mag's
uns kosten noch vielen Tod.“

Gegenüber dieser Strenge des baltischen Inselfürstlichen mutet uns die Tonlage der Memeldeutschen weit bitterer und doch auch weit musikalischer an. Dies Land Simon Dachs war ja siebenhundert Jahre lang ununterbrochen mit Ostpreußen verbunden und empfindet nun seine gewaltsame Abtrennung und seine ungerechte Behandlung doppelt schwer. Die Melancholie der Kurischen Nehrung mit ihren Wanderdünen und einsamen Wäldern, mit ihren Elchen und ihren in sich verschlossenen Menschen gibt der Dichtung auch der Jungen eine Molltönung, die viel Unangesagtes lebendig macht. Wie tief etwa hat sich Martin Rakies in seinem Buch „Elche zwischen Meer und Memel“ in die Seele nicht nur der Landschaft, sondern auch dieses für die Memellandschaft so charakteristischen Tieres versenkt! Aber dieses Elchbild in seiner Kraft und erbitterten Kampffreude steht symbolisch für das ganze Land. Ewald Swars, der — wie Rakies — zur Generation der Vierzigjährigen gehört, ist augenblicklich wohl der bedeutendste Lyriker des Memelgebietes. Seine Heimatgesänge atmen die ganze Sehnsucht, die dieses „Land der Kindheit“ erweckt. Sie wissen freilich auch vom „Einsamen Baum“ zu singen, den

Regen und Hagel peitschte: „Aus Not wuchs Kraft!“ Die Lyrik von Swars gehört zum Melodischsten und in sich Geschlossensten, das uns die grenzdeutsche Dichtung des Nordostens zu bieten hat. Kein leeres Füllwort begegnet uns da: der Strom der leidenschaftlichen Befehlung flutet aus einer großen und reichen Herzenskraft. Unter den Jüngsten verdienen vor allem Rudolf Naujok und Heinz Gerhard genannt zu werden. Naujoks lyrische Dichtungen erscheinen uns träumerisch, auf dem Weg nach dem großen Wunder. Inmitten des Traumes aber erwacht der Trost: „Unser Land, unsre Ehre zu wahren“ — und die Vision der dereinst gesicherten Zukunft taucht auf: „Wenn auch nach Jahren, nach Jahren . . .“ Heinz Gerhards Roman „Kameraden an der Memel“ hingegen entstand mitten aus den tragischen Vorbereitungen zur Wahl 1935. Da taucht das ganze Willkürregiment gegen Deutsche vor uns auf und die Rolle der Juden im Verdrängungsprozeß erfährt eine deutliche Kennzeichnung. Aber auch hier wieder liegt bei den Jungen der große Schwung, mit dem sie die Resignierten mitreißen — und das Elementarereignis der deutschen Erhebung reicht als große Zuversicht herein auch in dieses grausam losgelöste Gebiet.

Das Danzig von heute spielt in diesem Nordosttraum auch dichterisch eine ganz besondere Rolle. Als einziger neuer Staat deutscher Nationalität und deutscher Führung konnte er trotz aller Erschwerungen den vollen weltanschaulichen Anschluß an das Gepräge des Nationalsozialismus finden. Danzigs Jugend marschiert in den braunen Kolonnen und die Dichter dieser Danziger Jugend nehmen den altererbten Hanseatenstolz herüber in ihr neues Bekenntnis-Lied. Was den anderen Volksgruppen nur als Traum und Sehnsucht erscheint, wurde hier trotz aller Abtrennung Wirklichkeit. Wie bezeichnend für diese neue Lebensform, daß es beim „Jungen Danzig“ — denn so nennen sie ihr Gemeinschaftsbuch — um einen geschlossenen Kreis von Kameraden geht, die alle, wenn auch jeder mit seinem Eigentum, aus der gleichen Erlebnis-Mitte und aus der gleichen Zu-

versicht heraus ihr Kampf- und Lebensbild gestalten. Ob Martin Damsch, der Führer dieses Dichterkreises, Sankt Marien als wehrhafte Kirchenburg aufleuchten läßt oder das Land am großen Strom hereinreißt in sein hartes Menschenbild der strengen Pflichterfüllung; ob Federau und Frieböse die alte Stadt am Meer aufsteigen lassen oder ob aus Erich Posts Erzählungen der tiefgründige merderische Bauernhumor schwerblütig sichtbar wird: immer ist es der geheime Schwur „Danzig bleibt deutsch!“, der als ewiges Leitmotiv für Morgen das Erbe von Jahrhunderten des gleichen Strebens übernimmt.

Spricht aus den Dichtungen der Danziger, der Memeldeutschen und der Balten die Stimme der Zuversicht und des völkischen Selbstvertrauens — von der Wolga her, die die deutschen Kolonisten einst so vertrauensfelig grüßten: „Dich grüß' ich, Wolga, märchenreiche“ — von der Wolga her kommen heute nur mehr „Herbstgedanken“. Die Melancholie des Wirtsvolkes wirft hier herüber in das große Sterben, das bolschewistische Barbarei tapferen deutschen Bauern bereitet. 150 Jahre deutscher Arbeit, wie sie uns Josef Ponten in seinem Romanzyklus „Volk auf dem Weg“ so eindringlich vor Augen führt, sind hier vertan, zerschellen, zerbröckeln an der zerstörenden Macht, die heute nicht nur Europa, sondern die ganze Welt bedroht. Drei junge Wolga-Deutsche, die der Sowjet-Hölle entkamen, haben indessen den schrillen Gegensatz von deutscher Jahrhundertleistung des Aufbaus und heutiger Sowjet-Zerstörung und unverdienter Todesnot deutscher Kultur und deutschen Lebens dichterisch gestaltet. Charakteristischerweise niemals im Lied! Vor diesem Elend verstummt der Gesang — und nur der Erzähler vermag anzudeuten, um was es da geht. Zur Jugend des neuen Deutschland sprechen vor allem die wolgadeutschen Bücher von Erika Müller-Hennig so überzeugend, daß von den Schicksalen der „Wolgakinder“ und von der Not- und Hungerwelt des Romans „Auf der Steppenseite“ her ein heranwachsendes Geschlecht die beiden entgegengesetzten Welten

kennenlernen und in sich weitertragen wird. Das sicherlich erschütterndste Buch, das dem Schicksal der Wolgadeutschen in den Wirrnissen des Krieges, der russischen Revolution und der Bolschewistenzeit gewidmet ist: Lössacks Bericht „Einsam kämpft das Wolgaland“, ist bewußt im Chronikstil abgefaßt; aber es erhebt sich immer wieder zu großer dichterischer Kraft. Georg Lössack, der zu früh Verstorbene, der inmitten der Wolgadeutschen heranwuchs und die geschichtlichen Kämpfe selbst miterlebt hat, wollte ursprünglich zur 150-Jahrfeier der Wolgadeutschen (1914) alle die Sagen und Märchen, die dort noch lebendig sind, sammeln und von ihnen aus das steppendeutsche Leben verdeutlichen. In dessen aber wurde seine Chronik zum „politischen Soldatendienst“ für die Wolgah Heimat und zugleich für alle deutsche Kultur gegen sowjetrussische Barbarei. Aus der jüngsten wolgadeutschen Dichtung sei schließlich noch Hans Harders Roman „Das Dorf an der Wolga“ herausgehoben, der Geschichte und selbsterlebte Gegenwart, Aufbau, Bruderkampf und den tragischen Zerstörungsvorgang nahebringt als „Vermächtnis ferner Gräber“ — und nicht nur als Vermächtnis an die eigene Aufgabe, sondern an den Widerstandsg Geist der ganzen Nation.

Neben diesen bisher erwähnten Volksgruppen und ihrem dichterischen Gegenwartsausdruck nimmt sich die deutsche Dichtung in Polen noch uneinheitlich aus, weil die Voraussetzungen der deutschen Teile, die nun im neuen polnischen Staat vereinigt wurden, ihrer Tradition und stammesmäßigen Zusammensetzung nach ganz verschieden geartet sind. Erst nun beginnt aus der gemeinsamen Not ein gleichgerichteter Wille sie zu umfassen und auszurichten. Vorab die jüngeren Dichter, die auch dort von der großen Welle der deutschen Wandlung erfaßt sind, finden allmählich den gleichen Ton. Ihr Wille zur deutschen Einheit der Volksgruppe baut Brüden, ihre Sehnsucht nach der neuen deutschen Lebensform zeigt die neuen Pflichten und das neue Ideal. Da singt Julian Will sein „Lied für Auslandsdeutsche“ — und nicht nur alle Deutschen in Polen singen

es als Feierlied, sondern auch die Deutschen in Südamerika haben es als das deutsche Feierlied übernommen. Da fordert Clemens Rö h l e r doppelte Selbstzucht des Außendeutschen, weil jedes Wort und jedes Tun vor den Augen der fremden Nation geschieht. Sigismund Banek und Artur Utta, Edith Gellert und Johann Basler, Brunhild Lüttmann und Franz Wilhelm Meßlin — sie alle finden nun in ihren Liedern diesen neuen Ton der harten Selbstdisziplin und des Opferwillens, des Selbstvertrauens und der glühenden Volksliebe. Vom Epischen her aber hat der Bielitzer Hoinkes nun in seinem Roman „Meister Andreas“ die große Vergangenheit dieses Deutschtums an der Grenze zwischen Polnisch-Schlesien und Galizien in farbenfreudigen Bildern als verpflichtendes Erbe aufgezeigt. Karl Herma aber und Herbert Gorgon, sie wissen vom Realen die Vision zu fügen, wie sie im ganzen schlesischen Raum zum alten Erbe Jakob Böhmes gehört.

Die dichterisch reichste Volksgruppe des deutschen Nordostens sind natürlich die Sudetendeutschen. Ihre Leistungen gehören im Augenblick ja überhaupt zu den stärksten der gesamtdeutschen Dichtung. Schon inmitten der Nationalitätenskämpfe des alten Österreich waren es die judetendeutschen Dichter, die an der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts als erste den Begriff des bedrohten Grenzdeutschtums prägten und die in ihrer Not gegenüber immer neuen tschechischen Vorstößen den Deutschen des Reiches die blutende Wunde zeigen wollten, an der nicht nur die Sudetendeutschen, sondern mit ihnen die ganze Nation krankte. Die Binnendeutschen von damals hörten freilich diesen Warnungsruf nicht. Es waren Strobl, Hohlbaum und Wahlik, die das große Verdienst für sich in Anspruch nehmen dürfen, unserer Nation die ersten bewußt grenzdeutschen Romane und Erzählungen geschenkt zu haben. Heute freilich dürfen Hohlbaum, Strobl und Wahlik es erleben, daß nicht nur ihr eigenes Werk im ganzen deutschen Volk Echo findet, sondern daß ihr Werk und ihr Wille zur deutschen Widerstandskraft auch bei der

jungen und jüngsten sudetendeutschen Dichtergeneration eine Nachfolge erhält, wie man sie sich würdiger und reicher nicht vorstellen kann. Wir behalten uns vor, gelegentlich diese Generationenabfolge noch genauer zu beleuchten. Für diesmal nur soviel, daß da nicht nur Pleyer und Rothacker mit ihren von leidenschaftlicher Liebe getragenen Anklage-Romane stehen, sondern daß mit ihnen, aus der Alterssicht der Vierzigjährigen, auch Frank (aus den Reihen der nächsten Mitarbeiter Henleins) mit seinem in Deutschland viel zu wenig bekannten Roman der werdenden Henlein-Bewegung „Kamerad wir marschieren“ und Bruno Brehm mit seinen geradezu klassischen sudetendeutschen Erzählungen „Das größere Deutschland“ und „Heimat ist Arbeit“ den gleichen Weg einschlagen. Aber nicht genug daran: schon drängen die Dreißig- und Zwanzigjährigen nach. Schon veröffentlichen die Prager deutschen Studenten ihre eigene Sammlung „Wir tragen ein Licht“; schon folgt eine noch viel bessere „Kameraden der Zeit“ — und ihr Tenor ist: „Wir Wende!“ Aus der großen Zahl heben sich einzelne Profile dieser Jungen allmählich heraus: Franz Höller scheint uns ihr geistiger Führer, der Werkstudent Josef

Schneider ihr Sänger der großen sozialen Bewegung, und Ernst Egernmann, dem wir das weithin sichtbare „Mahnmal den deutschen Brüdern“ verdanken, ihr hymnischer Runder. Das gesamtdeutsche Schrifttum darf nach diesen Anfängen auch weiterhin von der sudetendeutschen Dichtung viel erwarten.

Eines freilich wird auch aus diesen knappen und fragmentarischen Bemerkungen schon deutlich geworden sein: im gesamten Nordostraum bedeutet heute die junge deutsche Dichtung eine Lebensmacht von starker, vollformender Bedeutung. Denn ihr tiefster Sinn und ihr ganzes Trachten zielt ja nach jenem Fatideal, das der Spruch auf dem Rathaus von Eger zugleich für alle diese Deutschen des Nordostraumes umschreibt:

„Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
das höchste Gut des Volkes ist sein Recht.
Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache.
Dem Volk, dem Recht und seiner Sprache treu
fand uns der Tag, wird jeder Tag uns finden.“

Das charakteristische Merkmal der Geister ersten Ranges ist die Unmittelbarkeit aller ihrer Urteile. Alles was sie vorbringen, ist Resultat ihres selbsteigenen Denkens und kündigt sich, schon durch den Vortrag, überall als solches an. Sie haben sonach, gleich den Fürsten, eine Reichsummittelbarkeit, im Reiche der Geister: die übrigen sind alle mediatisiert; welches schon an ihrem Stil, der kein eigenes Gepräge hat, zu ersehen ist.

Arthur Schopenhauer.



Sudetendeutsche Kunst
Richard Felgenhauer: Isergebirgler

Die Mutter

Roman von Ottfried Graf Finckenstein

Nun ist die Nacht gekommen, die Mutter aller Liebenden . . .

Aber der Himmel hängt wie zerfetzt über dem weiten Osten. Ein schmaler Mond sucht vergeblich, sich der wilden Wolfenweiber zu erwehren. Sie schlagen ihm ihre weißen Tücher um den Kopf, damit er darunter ersticke.

Noch auf der Erde spiegelt sich der Widerschein dieses Kampfes.

Silige Schatten stürmen gleich stummen Heeren über den Wald. Ein Ost fällt krachend zu Boden, und unten im Bruch schreit ein Reh. Seine Stimme klingt wie hohl und voller Angst.

Was ist das nur für eine Nacht?

Ist es möglich, daß selbst der Himmel nicht mehr Ruhe findet vor dem Leid, das sich die Menschen angetan haben?

Vielleicht will der Mond dies Land gar nicht sehen und es schaudert ihn vor dem Anblick dieses Körpers, den willkürliche Gesetze zerrissen haben, daß die Grenzen wie zuckende Eingeweide heraushängen.

Aber nein!

Der Mond ist fern und teilnahmslos wie immer, ein kühler Zuschauer. Kein Menschenleid kann ihn erwärmen. Und der Himmel ist zu groß und die Erde zu alt, um durch Menschenunrecht in Verwirrung zu geraten.

Glaubt doch nicht, daß der Himmel es spürt, wenn ihr klein und verzagt seid! Er kennt nur seine ewigen hohen Gesetze. Müht euch, sie zu erfüllen und ihrer Größe gerecht zu werden, so habt ihr Hoffnung, ihres Segens Fülle zu genießen, anders nicht!

Durch die Nacht aber braust der Kampf um die alljährliche Wiedergeburt des

Lebens und über den Wald stürmt das Ahnen des Vorfrühlings, nicht mehr und nicht weniger. Die Bäume werfen ihre trockene Last ab, um alle Kräfte den frischen Trieben leihen zu können. Und das Reh schreit aus der Angst des dienenden Geschöpfes vor dem Befehl des ewigen Erzeugers.

Die Nacht bleibt die Mutter der Liebenden . . .

Kommt doch einmal mit in die kleine Stadt, vor das graue Haus, aus dem noch ein schwacher Lichtschein die Straße in Streifen zerlegt. In dem ruhigen Zimmer hinter den schweren Vorhängen wohnt das Glück.

Es ist ein einfaches, unauffälliges Glück, womöglich lohnt es gar nicht, davon zu reden. Denn es ist ja die Zeit, in der die Menschen das Glück auf der Straße suchen, wie eines jener Goldstücke, die es schon lange nicht mehr gibt. Sie meinen, einer habe es vielleicht verloren und ein anderer könne es finden, oder der eine besäße es, und der andere könne es rauben. So kämpfen sie gegeneinander wie unter einem Fluch, der sie blind macht für die Fernsicht und ihnen den Bruder verzerrt zeigt . . .

Nein, das Glück im grauen Haus ist nicht von außen gekommen, es ist weder zufällig gefunden noch geraubt.

Es ist gewachsen aus der Erfüllung zweier Leben, es wird gehütet im Herzen der Frau und beschützt von den Händen des Mannes.

Solch ein Glück ist still, wie das Wasser einer Bucht, dem der Sturm draußen auf dem offenen Meer nichts anhaben kann.

Es erfüllt den ganzen Raum, in dem diese zwei Menschen sind, die Frau auf

dem Sessel neben dem Ofen, und der Mann unter dem Schein der Schreibtischlampe.

Von draußen zittern noch jene vermischten Töne herein, die den Unterschied zwischen den Nächten der Stadt und dem lautlos schwermütigen Schlaf des Landes ausmachen. Das Rattern eines Wagens wird von dem Schlauch der Straße aufgefogen. Ein Betrunkener gröhlt dem Sonntag entgegen.

Früher einmal hatte Dorothea geglaubt, daß sie niemals diese Unruhe der städtischen Nacht ertragen würde. Das war damals, als sie noch zuhause in Lindenhof meinte, die ganze Welt sei ein großer See mit leichten Wellen, nur dazu geschaffen, um ihre kleinen Mädchenträume sanft zu wiegen.

Es ist dann anders gekommen, ganz anders.

Der See und der Wald sind im Schacht der Vergangenheit versunken, als die Träume Gewicht bekamen, wie ein Körper schwer wird, wenn das Blut ihn kräftiger durchströmt. Und, unberechenbar wie die Liebe nun einmal waltet, hat gerade dies Gewicht Dorothea in die Stadt gezogen.

Wie lange ist das nun schon her?

O lange, sehr lange, einige tausend Nächte vielleicht, wenn überhaupt Zeit ein Begriff ist, um einen Strom zu messen, der voll und stetig einherfließt zwischen sonnigen Auen und finster drohenden Felsen, weiter, immer weiter . . .

Die Unruhe der Straße hat Dorothea jedenfalls nie wieder bewußt verspürt, seit sie als Kurt Palzows Frau in das graue Haus gezogen ist. Sie ersticke sogleich unter der Fülle neuer Töne, die wie ein brausender Choral die Sinne einer geliebten jungen Frau überfluten . . .

Dann wurde Klaus geboren, und ehe noch Dorothea das Wunder ihrer fleischgewordenen Liebe voll erfaßt hatte, kam Peter.

Damals — es war in jenen Jahren vor dem Krieg, in denen die Menschen noch ihr Schicksal selbst bestimmen zu können glaubten, wie man eine Reise nach einem Fahrplan ausfucht — schüttelten alle weiblichen Verwandten den Kopf und ereiferten sich über die Roheit des Man-

nes. Es war allerdings nur ein Anlaß von vielen, um Dorothea vor Augen zu führen, welch unbegreiflichen Leichtsinn sie begangen habe, als sie entgegen Vernunft und Herkunft diesen armen, unbekanntem Arzt heiratete.

Sie meinten es vielleicht gut, diese Tanten, soweit sie überhaupt aus ihrem begrenzten Blickfeld heraus klar zu sehen im Stande waren. Aber sie hatten vergessen, daß Dorothea von jeher ihren eigenen, ausgesprochenen Willen gezeigt hatte, einen Willen, der zugleich mit der Wandlung des Mädchens zur Frau seine ruhige Sicherheit gefunden hatte. Und sie hatten wohl auch aus dem Überfluß ihres Besitzes heraus verlernt, auf die einfachen Gesetze zu achten, nach denen sich das Leben erneuert.

Wissen wir denn, welche Kämpfe Dorothea erspart blieben, als ihre eben erst wiedergefundene Liebe zu Kurt sie mit Peter segnete, bevor sie recht dazu kam, die überstandenen Leiden zu bedenken; bevor die Angst sie lähmte, jene Angst, die überall lauert, wo auf der Schwelle zwischen Tod und jenseitsgreifendem Wunder neues Leben entspringt . . .

Ein Kind ist kein Kind, wie leicht kann der Zufall es rauben!

Doch als nun der Krieg das Leben der Frau, das nie in sich selbst ruht, zerriß, wie der Sturm einen Baum spaltet da krahnten Klaus und Peter schon um die Wette in ihren Körbchen. Und ihre kleinen Stimmen übertönten selbst den Kanonendonner, der bisweilen von der Grenze herüber drohte.

„Seine Söhne!“ dachte Dorothea damals „sein Fleisch und Blut!“

Die Gewißheit, daß ihre Liebe nicht nur ein Traum war, umsonst geträumt zu quälendem Erwachen, trat neben die Pflichten der Mutter. Sie beide füllten die leeren Tage und verkürzten die endlose Sorge der Nächte . . .

Und wenn Dorothea heute, wo der Mann nur durch das Zimmer von ihr getrennt am Schreibtisch sitzt, in die Nacht lauscht, dann gleitet die gröhlende Stimme des Betrunknen an ihrem Bewußtsein ebenso vorbei, wie das Rattern des Wagens. Ihr Herz horcht auf einen Laut aus dem Nebenzimmer.

Sie hat sich geirrt. Alles bleibt still in dem grauen Hause.

„Kurt!“ sagt Dorothea leise.

Der weiß Bescheid und steht nach der Uhr: „Der Hase kennt seine Zeit genau,“ sagt er lachend „es fehlen mindestens noch drei Minuten.“

Auch Dorothea lächelt wieder beruhigt. Dann benutzt sie die Gelegenheit, um ein wenig über die Kinder zu reden. Wie unerschöpflich ist doch dieser Stoff und wie stolz ist Dorothea auf ihre Kinder!

„Findest du nicht auch, daß der Hase wirklich unser schönstes Kind ist?“

„Und Uta, meine kleine Utafche?“ neckt Kurt.

„Du sollst die Utafche nicht immer so vorziehen! Aber natürlich ist auch sie ein süßes Geschöpfchen mit ihren zierlichen Bewegungen.“

„Na also, mehr will ich ja gar nicht...“

Kurt wendet sich wieder seiner Arbeit zu.

„Und Klaus und Peter, an die denkst du gar nicht. Die fallen wie gewöhnlich hinten ab.“

„Unfimm, Liebling, ich kann sie doch nicht jedesmal allesamt aufzählen.“

„Doch, du darfst Klaus und Peter nicht vergessen, nur weil sie älter sind. Denke doch, was ich ohne sie gemacht hätte! Mein nachdenklicher Klaus und der starke wilde Peter!“

Kurt hat sich wieder über den Schreibtisch gebeugt.

Dorothea sinnt vor sich hin. Ein Gedanke beschäftigt sie so sehr, bis er sich über ihre Lippen drängt: „Warum wohl unsere Kinder alle so schön sind?“

Kurt blickt erneut von seiner Arbeit auf. Er ist vielleicht ein wenig ärgerlich über die Störung. Aber gleich hat er sich gefaßt.

„Wahrscheinlich . . .“ meint er langsam „weil wir uns so lieben.“

Dorothea steht auf, geht zu Kurt und legt ihre Arme um seinen Hals. „Ja,“ sagt sie ganz nah an seinem Ohr „aber der Hase ist der schönste von allen.“ Und nach einer kleinen, zärtlichen Weile: „Jetzt schreit er wirklich und du kannst endlich arbeiten.“ Sie flieht aus dem Zimmer, denn sie hat schon zuviel geredet.

Kurt sieht ihr noch lange nach, als habe er zum erstenmal diese Wendung der

schlanken Hüften gesehen, die aus dem schmalen Fußgelenk ansetzt und mit der Glätte fließenden Wassers verläuft. Immer wieder überrascht ihn die Offenbarung einer der vielen Farben, aus denen sich das Bild dieser Frau zusammensetzt. Er wird es niemals ganz fassen können, und deshalb hat es heute wie gestern jenen seltsamen Zauber des ersten Eindrucks für ihn.

Kurt Palzow ist nicht grüblerisch von Natur, ganz im Gegenteil, und er ist wie alle Menschen mit gesundem Blut weniger erstaunt als erfreut über alles Schöne in diesem Leben. Es ist das Recht des Mannes, zu nehmen, ohne zunächst nach der Berechtigung zu fragen.

Aber daß Dorothea seine Frau ist, seit Jahren seine Geliebte und Mutter seiner vier Kinder, dies scheint ihm vor dem unbestechlichen Urteil des Unterbewußtseins doch immer wieder wie ein Wunder, ja eine Gnade . . .

Aus dem hinteren Teil der Wohnung klingt jetzt das unmutige Krähen des Säuglings herüber, dem die Vorbereitungen zu seiner Mahlzeit wie immer zu lange zu dauern scheinen. Kurt Palzow muß lachen. So waren sie alle, seine drei Jüngens, alle drei einig in ihren ungestümen Forderungen nach dem naturgegebenen Recht. Sie werden sich durch das Leben schlagen, darum braucht er sich keine Sorge zu machen. Und Uta, dieser kleine Engel mit der übergroßen Zärtlichkeit und der unschuldigen Schelmerei des kleinen Weibchens? Nun, für sie ist er ja da, um ihr den Weg durch das Dasein zu ebnen und sie an den harten Ranten der Welt vorbeizugelenken. Dafür arbeitet er ja . . .

Er wendet sich wieder dem Schreibtisch zu. Der Beitrag in der Medizinischen Wochenschrift wartet seit Tagen auf ihn. Aber schon wieder überfällt den Mann ein lähmendes Gähnen und zugleich friert ihn.

Er steht auf, schüttelt die Gelenke aus und geht zu dem Ofen. Der ist schon wieder im Verglühen. Wenn Kurt noch arbeiten will, muß er nachlegen. Es fällt ihm ein, daß die Kohlen bald zu Ende sind und er nicht weiß, woher er neue bekommen soll. Dann reißt er aber doch

die Klappe des Ofens herunter, faßt nach der Schaufel und streut die schwarze Masse in das Loch, dessen röttliche Umrahmung wie ein gieriger Mund leuchtet. Er rüttelt noch einmal an dem Schieber, damit die Asche herunterfällt und bemerkt wie immer etwas zu spät, daß das Eisen heiß ist.

Der kleine Schmerz hat ihn wieder wach gemacht. Mit festen Schritten geht er zum Schreibtisch zurück um im nächsten Augenblick alles über der Arbeit zu vergessen.

Er hört nicht einmal, daß Dorothea nach längerer Zeit wieder ins Zimmer tritt. So erschrickt er fast, als er unerwartet ihren Atem hinter seinem Ohr verspürt und die Worte hört: „Liebster, du mußt schlafen, du bist so sehr früh heraus heute.“

Kurt bleibt unbeweglich, vielleicht überlegt er, vielleicht möchte er aber auch nur den Augenblick der zärtlichen Überraschung ausdehnen.

Dorothea ist es aber ernstlich darum zu tun, ihn von seinem Schreibtisch fortzubewegen, und deshalb weitet sie die Wärme ihrer Lockung zu einem behutsamen Kuf.

Kurt Palzow steht auf.

„Warst du schon im Bett?“

„Ja,“ sagt sie, „schon lange,“ und zieht den leichten Morgenrock fester. Zusammen gehen sie über die Schwelle.

Gleich darauf ist es still in der Wohnung. Aus dem Nebenzimmer weht der Atem der vier Kinder in leichten Wellen zu den Eltern herüber. Dorothea spürt diese Wellen und, getragen von der Zeit- und Raumlosigkeit des Halbschlafs fühlt sie sich wieder als Kind an dem Ufer des großen Sees. Und doch ist es noch schöner als damals. Dies alles gehört ihr uneingeschränkt, es gehört ihr auf eine andere Weise, als der See dem Kind gehörte. Sie fühlt wohl die untergründige Verbundenheit mit dem Blut, das ihr eigenes ist. Und das macht sie auf eine glückliche Art dankbar.

Ihr letzter Gedanke gilt wieder Kurt: „Hoffentlich braucht er heute nacht nicht heraus!“ und dann formen ihre Lippen noch die wenigen Worte:

„Herrgott, erhalte mir mein Glück!“

Lautlos versinkt ein erfüllter Tag und ein neuer tritt an seine Stelle . . . — —

Noch ist der Morgen nicht aufgestanden, da erwacht Dorothea schon wieder. Kurts Nachttischlampe brennt. Er selbst hält die Muschel des Fernsprechers in der Hand und sagt eben: „Gut, ich komme gleich einmal hinüber.“

Dann hängt er ein.

„Um Gottes willen, was ist los? Kannst du nicht einen andern schicken?“

„Nein. Es ist der alte Superintendent. Seine Frau ließ mir keine Ruhe. Ich bin gleich wieder zurück.“ Kurt streift, während er spricht, schon die Kleider über und ist im nächsten Augenblick fertig.

Wie oft hat Dorothea das schon erlebt! Sie weiß, ein Arzt ist wie ein Soldat. Beide haben ihr Leben nur geliebt, um es für andere einzusetzen. Aber heute kann sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen, den Mann in die Nacht hinauszulassen. Sie spürt es genau: ihm droht eine Gefahr.

„Mußt du denn wirklich fort?“

„Natürlich. Was ist denn dabei?“ Seine Stimme klingt etwas ärgerlich. Er will wohl nicht aufgehalten werden. Und welcher Mensch ist denn freundlich, wenn er mitten in der Nacht aufstehen muß und obendrein noch Eile hat?

Dorothea wagt auch nichts mehr zu sagen. Sie hört, wie Kurt im Nebenzimmer seine Tasche sucht, und sieht das Licht aufflammen und verlöschen. Dann klappt die Haustür, der Schnepfer klinkt ein. Und jetzt erst, als alles schon wieder still ist, hat Dorothea endgültig die Wand des Schlafes durchbrochen und ist hellwach . . .

Draußen ist der Kampf zwischen Frühling und Winter offen ausgebrochen. Die Dächer sind unruhig geworden, denn der Tauwind spielt auf den Raminen und die Laternen schaukeln im Takt seines Liedes.

Die ganze kleine Stadt ist vor ihm nicht mehr als ein elendes, einfames Siedlerhaus, denn er ruft für die Allmacht zum Aufbruch. Dagegen schützen die steilen Häuserreihen nicht, hinter denen sich die Menschen so sicher wähnen. Der Drang nach neuem Leben schleicht sich in die Zimmer und zerwühlt den Schlaf, er

schlägt die Menschen mit schweren Träumen.

Was soll da eine einsame Frau tun, in deren Herz sich die Angst verkrallt hat?

Sie wird vielleicht einmal hinübergehen in das Zimmer, in dem die vier Kinder schlafen, vier Teile ihres Lebens. Sie wird der kleinen Uta eine Haarsträhne aus der Stirne streichen und sich von dem dankbaren Lächeln des schlafenden Kindes lieblosen lassen. Sie wird den kräftigen Atemzügen der älteren Knaben lauschen. Sie wird dem Hasen einen Kuß in das Körbchen streuen und wird dann lautlos wieder verschwinden.

Und dann? Was, wenn die Unruhe bleibt, wenn das Grauen nicht aus dem Zimmer weichen will, wenn die Abwehr der Vernunft erlahmt und obendrein die Sehnsucht neben die Angst tritt?

Dann kann die Frau noch beten, immer wieder dieselben Worte, und wenn das Schicksal gnädig mit ihr ist, wird sie darüber einschlafen . . .

Vielleicht wird sie erst aus diesem Schlaf erwachen, wenn sie die gewohnte Wärme des geliebten Körpers wieder neben sich fühlt.

Dann aber wird ihre Freude zu groß sein, um in Worten den Weg aus dem Herzen zu finden.

Draußen jauchzt der junge Wind. Er hat den Mann auf seinem Gang wachgerüttelt, er ist mit ihm durch die vielen Türen geschlichen, denn er kennt ja keine Scheu.

Und drinnen kennt das Glück der Frau keinen Widerstand. Sie kann nur den Atem anhalten, damit es bei ihr bleibe . . .

Später, als der Morgen schon mit fahlem Licht nach den Umrissen der Möbel tastet, kommt die Erinnerung an die Angst wieder.

„War es etwas Besonderes?“ fragt Dorothea und richtet sich auf.

„Nein.“ Kurt ist müde und reckt sich von einer Seite auf die andere, „oder doch, ja, doch. Eine dumme Sache für solch einen alten Mann. Gut, daß sie mich gerufen haben. Ich mußte schneiden . . . Blutvergiftungsgefahr.“

„Aber du? Dir ist nichts geschehen?“

„Mir? Nein!“

„Sicher nicht? Ich hatte solche Angst.“

„Nein. Oder willst du vielleicht wissen, daß ich mir ein wenig den Finger geritzt habe? Ich habe es jedenfalls schon vergessen und möchte jetzt schlafen. Es ist wirklich nichts.“

„Um so besser . . . Schlaf gut. Ich habe dich sehr lieb.“

Noch zittert in Dorotheas Stimme die kaum niedergerungene Angst. Aber nach all der Qual ist es wie eine Befreiung, die Kleinigkeit zu wissen, um derentwillen sie gelitten hat.

Sie sinkt zurück in die Kissen und gibt sich der großen Stille der Geborgenheit hin, — gerade jetzt, wo sie hellwach sein sollte.

Wie leicht ist das Herz einer Frau betört, wenn das Glück dem Leid folgt, wie milder Regen dem Donnerschlag!

Der Tauwind hat ganze Arbeit gemacht. In zwei Tagen hat er die Überreste des Winters ausgekehrt. Nicht einmal an den Straßenböschungen haben sich seine Spuren halten können. Dafür hat der Regen gesorgt, den der Wind sich zur Hilfe geholt hat.

In den zwei letzten Tagen und Nächten hat das Rauschen nicht aufgehört. Es schien, als habe der Himmel sich endlich einmal ausweinen wollen über das Leid des Winters, an dem er nicht Schuld war und dem er in starrer Strenge hatte zusehen müssen . . .

Immer noch rieselt es von den Dächern auf das holprige Pflaster der kleinen Stadt. Und obgleich es Sonnabend ist, liegt der Markt schon um zehn Uhr öde und verlassen da. Ein paar Männer sind bemüht, den Straßentot zusammenzufegen. Aber sie nehmen ihre Arbeit nicht zu genau. Weshalb sollten sie? Der Regen wird schon für den Rest sorgen.

In den Rinnsteinen rauschen ganze Ströme von Schmutzwasser, zur Freude der Jungen. Sie haben Schiffchen aus Papier gebaut und lassen sie Wettfahrten zum unerbittlichen Schlund der Gullys machen.

Eben ist ein Boot gestrandet, das bisher an der Spitze gelegen hat. Ein Stab lag quer über dem Rinnstein.

Nun will der Kapitän es wieder flottmachen. Er ist der Kleinste von der Bande, doch sein Feuerifer übertrifft alle.

Der Rand des Rinnsteins ist glatt. Der Junge rutscht aus und sitzt gleich darauf selbst in der braunen Flut.

Die anderen Jungen lachen mit der ganzen ausgelassenen Rohheit ihres Alters. Sie schlagen sich auf die Schenkel, tanzen hin und her und johlen.

Der Kleine läßt sich nicht stören. Er hat sein Schiffchen freigemacht und steht voll Stolz, wie es in dem Rachen der Unterwelt verschwindet.

Es lähmt seine Freude keineswegs, daß das Wasser aus seinem Hosensboden tropft.

„Meins war zuerst da“, kräht er, „ich habe gewonnen!“

Natürlich sind die anderen wütend. Sie haben vor Schadenfreude das Spiel vergessen und fühlen sich nun überlistet.

„Warte mal, bis du nach Hause kommst. Dein Vater wird dir die Hosen schon stramm ziehen!“

„Vati ist krank,“ sagt Peter, „und ich habe gewonnen.“

Am Nachmittag wissen es schon viele: Dr. Palzow ist krank. Seine Sprechstunden sind abgesagt worden.

Und als sich am Abend die Herren am Stammtisch versammelt haben, wird zunächst über nichts anderes gesprochen.

Ach ja, dieser Stammtisch ist eine Eigentümlichkeit, um nicht zu sagen eine Berühmtheit. In der dunklen Weinstube am Markt treffen sich Stadt und Land, jede Stimme von Gewicht findet dort Gehör. Bisweilen allerdings, nach dem Pferdemarkt oder anderen wichtigen Ereignissen, ist der kleine Raum so voll, daß man sein eigenes Wort nicht versteht. Das stört aber die Gemütlichkeit keineswegs, im Gegenteil, es hebt sie.

Heute, bei dem schlechten Wetter, haben sich nur wenige Gäste eingefunden.

Da ist zunächst Herr Siebert, der Besitzer der Adler-Apotheke gegenüber am Markt, ein vornehmer älterer Herr, dessen Pünktlichkeit sprichwörtlich ist. Der Mann mit der Habichtsnase ihm zur Seite im zugeknöpften grauen Rock ist der Oberst a. D. von Kraze. Und der Herr, der eben

seinen Pelz abschüttelt, daß die Regentropfen den hilfsbereiten Kellner Willy umsprühen, heißt Stein, Ökonomierat Stein aus Gr. Nehmen. Böse Zungen behaupten, daß er den Namen seiner Domäne zum Wahlspruch erhoben habe. Aber das will nichts bedeuten. Tüchtige Männer haben immer Neider.

Dann ist auch leider noch Herr Fuhrmann da, dessen junge Löwen-Drogerie im unrühmlichen Wettstreit mit der alten Adler-Apotheke steht und Herrn Siebert viel zu schaffen macht. Herr Fuhrmann gehört erst seit kurzem zu dem Stammtisch, die neue Zeit hat ihm Einlaß verschafft. Früher wäre das unmöglich gewesen, darüber sind sich alle älteren Herren einig.

Sonst sind viele Plätze leer. Auch Dr. Marsch fehlt, Palzows Kollege, aber gerade dies ist ein bedenkliches Zeichen. Wann hat denn Dr. Marsch schon an einem Sonnabendabend am Stammtisch gefehlt? Niemand kann sich dessen entsinnen.

Dafür weiß heute der Oberst a. D. von Kraze, der für gewöhnlich schweigsam hinter den Neuigkeiten des Tages herlebt, viel zu erzählen.

Er hat den Superintendenten Schmal besucht, denn auch der alte Mann ist kränklich und braucht keine Predigt zu machen. Nun langweilt er sich. „Deshalb hatte er mich zum Schach gebeten . . .“

„Zur Sache,“ mahnt Herr Fuhrmann, dessen vorlaute Art im Gegensatz zu seiner eigentlichen Stellung steht.

Aber der alte Oberst läßt sich nur schwer aus der Ruhe bringen, von Herrn Fuhrmann schon gar nicht.

„Schweinerei!“ sagt er nur und nimmt einen tiefen Schluck aus dem Rotweinglas, „Schweinerei!“ und wischt sich bedächtig den Schnurrbart.

Die Runde lauscht gespannt. Auch der Kellner Willy bleibt mit der Weinkarte in der Hand stehen.

„Da ist doch sicher wieder eine Schlamperie da oben passiert . . . Rangordnung durcheinandergekommen . . . Uns alte Leute läßt man ewig von der Gicht quälen, und so einen jungen schnappt sich das Schicksal! Blutvergiftung. Hat den Superintendenten operiert, und sich dabei

in den Finger geschnitten. Blutvergiftung, sage ich, Schweinerei!"

Darauf langt er wieder zum Glas. Am Stammtisch wagt keiner etwas zu sagen. Die abgerissenen Worte des alten Soldaten wirken gerade durch die Einfachheit seiner Vorstellung der himmlischen Gerechtigkeit. Jeder hängt seinen Gedanken nach.

„Prachtvolle Frau,“ fängt Herr von Krabe nach einer Weile wieder an, „gute Rasse, ganz anders wie der Bruder. Ganz der Vater! Mein Gott, wenn ich an das alte Lindenhof denke . . . Die Zeiten . . . Die Jagden . . .“

„Warum sie wohl den Dr. Palzow geheiratet hat, sie konnte doch sicher auch andere haben . . .?“ Das ist wieder Herr Fuhrmann.

„Quatsch, keine Ahnung von Weibern. Edle Pferde gehen wie sie wollen, bis zum Verrecken. Na ja, Gott sei Dank ist es ja noch nicht raus . . .“

„Was?“ fragt der Ökonomierat Stein, der den Gedanken des Obersten nicht ganz folgen kann.

„Heute abend wird er operiert, wenn er es nicht schon ist. Irgendein berühmter Professor aus Königsberg ist gekommen. Ein Wundertier. Na prost, wollen mal auf sein Wohl anstoßen, schon der Frau wegen . . .“

Die Herren leeren ihr Glas. Sie tun es ernst, wie eine Pflicht.

„Seit wann, wenn ich fragen darf, nehmen Sie solchen Anteil an Dr. Palzow?“ Es ist Herrn Fuhrmanns Art, unerwünschte Fragen zu stellen. So gewandt dieser junge Mann in seinem Laden ist, so tölpelhaft benimmt er sich in der besseren Gesellschaft.

Aber ist es nicht wirklich sonderbar, daß der alte Oberst geradezu besorgt scheint um Dr. Palzow, er, der konservative Haudegen, um diesen jungen Mann, der überall mit seinem unbekümmerten Kopf anstößt?

„Aufsim, ich spreche ja von der Frau. Außerdem, junger Mann“, der Oberst sieht stur vor sich hin, „man kann einen Menschen bekämpfen und ihn dabei für einen anständigen Kerl halten. Das eine ist Pflicht . . . sozusagen Dienst, das andere . . .“ er findet offenbar keinen rechten

Ausdruck, denn das Wort „Schnaps“ paßt nicht hierher „ . . . äh . . . das verstehen Sie nicht . . . Sind wohl nicht Soldat.“

Der Apotheker legt sich ins Mittel: „Willy, die Karten!“ Das war noch immer die beste Lösung, wenn die Meinungen aufeinander prallten.

Aber an diesem Abend kommt kein gemüthlicher Stat zusammen. Der Oberst kämpft zwar verbissen, wie es sich für einen echten Ritter gehört, aber er hat schlechte Karten. Und wenn er nicht gewinnt, macht ihm das Spiel keinen Spaß. Dabei ist er die Hauptfigur in der Runde.

So verläuft die Zeit wie Wasser, das im Sand versickert. Und als die Herren den Stammtisch verlassen, regnet es draußen wieder stärker.

„Schweinerei!“ knurrt der Oberst von Krabe und schlägt den Kragen seines Umhangs hoch, der seine hageren Glieder umflattert, wie die Flügel einer Fledermaus. — — —

In eben dieser Nacht fährt der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Bamberg mit dem Zwölfuhrzug nach Königsberg zurück. Er darf seine Vorlesung nicht versäumen. Zweihundert wißbegierige Augen und Ohren warten auf ihn, um Belehrung und Rüstzeug im Kampf gegen den Tod zu empfangen.

Der alte Gelehrte ist nicht nur ein berühmter Chirurg, sondern auch ein guter Arzt. Wenn auch seine Grobheit geradezu sprichwörtlich ist, so hat andererseits die Erfahrung, jene strenge und gerechte Erzieherin, seiner Persönlichkeit einen Mantel von gelassener Weisheit umgehängt, unter der ein immer noch junges Herz schlägt. Es ist wohl gerade diese Mischung von Tatkraft und Menschlichkeit, die immer wieder die Studenten unwiderstehlich anzieht. Diese jungen Menschen sehnen sich nach einer geistigen Führung, die ihnen mehr bietet als einen glatten Weg durch die Prüfungen.

Diesmal nun beginnt Geheimrat Bamberg seine Vorlesung mit den Worten: „Meine jungen Freunde, wir Ärzte leben von dem Glauben an unser Können. Nur dieser Glaube gibt uns den Mut zum Handeln. Aber wir stehen in einem

dauernden Kampf mit einem übermenschlichen Feind: Der Zeit!

• Eine einzige Stunde kann mehr verderben, als wir in unserem ganzen Leben wieder gutmachen können...

Es ist wichtig, sich diese Grenzen vor Augen zu halten, denn manchmal möchte man die Hände in den Schoß legen und jene Vorsehung verwünschen, die sich die letzten Entscheidungen vorbehalten hat. Solch ein Fall ist mir gestern vorgekommen. Ich kam vielleicht nur wenige Minuten zu spät, um einen meiner besten Schüler vor einer Amputation bewahren zu können, die aus dem frohen Kämpfer für den Rest seines Lebens einen Krüppel macht.“

Hier macht der Geheimrat eine kleine Pause, und über dem ganzen Raum liegt jene bange Stille, die um die Erkenntnis der menschlichen Ohnmacht weht.

„Sie sehen, meine jungen Freunde“, fährt Geheimrat Bamberg fort, „daß ein alter Mann wie ich noch nicht frei ist von Gefühlen, die letzten Endes nur schädlich für unsere Arbeit an der Erhaltung des Menschen sein können. Ich gebe zu, dieser Fall geht mir besonders nahe. Darum schäme ich mich nicht, Ihnen meinen Schmerz zu zeigen. Sie alle werden solche Stunden erleben. Und ich wünsche, daß Sie darauf gerüstet sind. Nur Träumer hoffen, über den eigenen Schatten zu springen und wundern sich, wenn solch ein Sprung einem Fall ins Nichts gleicht. Der bewußt Handelnde aber wird aus der Tat heraus seinen Lohn empfangen...“

Und nun wollen wir uns wieder unserem eigentlichen Gebiet, der Delta-muskel, zuwenden...“

Eine neue Woche fängt an.

Noch hat die kleine Stadt den Feiertag nicht recht ausgeschlafen, und eine stumme Müdigkeit lauert in den Winkeln. Zwar wird es wohl ein schöner Tag werden, nur hat die Sonne noch nicht den Entschluß gefunden, die Wolkendecke des Morgens von sich zu werfen.

Die ersten Fußgänger tappen mit mürrischen Gesichtern und hochgeschlagenen Kragen durch die leeren Straßen. Hier

und dort raffelt schon ein eiserner Rollladen zu Boden. Dahinter gähnt ein dunkles Loch, aus dem plötzlich ein altes Frauengesicht unter einem lässig umgeschlungenen Tuch austauscht, während eine Staubwolke sich langsam vor ihrem Besen aus der Tür schieben läßt.

So fängt der Alltag an.

Noch hat die Arbeit die Menschen nicht wieder unter ihr Joch gezwungen, noch schwebt es drohend vor ihnen. Mit den Stunden wird es leichter werden, bis man es kaum mehr spürt. Und schließlich wird sich die Freude zu der Arbeit gesellen, wenn auch die meisten sie nicht sehen werden.

Wohl denen, die mit gesunden Gliedern arbeiten können...!

Vor dem Hause Hindenburgstraße 45 ist schon etwas Leben. Dabei sieht gerade dies alte Gebäude so aus, als schliefe es einen Dornröschenschlaf. Erst aus der Nähe bemerkt man überhaupt, daß es zwei Stockwerke hat, denn es stammt noch aus der Zeit, in der die Menschen nicht hoch hinaus wollten, sondern es sich lieber nahe der Erde gemütlich machten. Wie eine schwere Truhe liegt es da, und die Brandmauern der jüngeren Nachbarn, die es rechts und links umsäumen, ragen weit über seine Schornsteine hinaus.

Aber gerade in diesem alten, behäbigen Haus scheint heute mehr Wissenswertes zu stecken, als in den neueren Straßenzügen. Jedenfalls bleiben die Fußgänger davor stehen, sie werfen einen Blick auf die Fenster, und wenn sie sehen, daß die Läden schon geöffnet sind, verweilen sie noch etwas länger, als berge dies Haus ein Geheimnis.

Sie warten umsonst.

Zwar tritt nach einiger Zeit eine alte Frau vor die Tür, doch auf ihrem Gesicht ist alles andere eher zu lesen, als die Lust zu schwätzen. Sie hält sich sehr gerade, so daß die vielen Jahre ihres Lebens unbemerkt an ihrem Rücken hinabrutschen. Auch ist sie einfach und etwas steif gekleidet, und ein schwarzes Tuch liegt über ihrem silbernen Scheitel.

Alles dies verstärkt den verschlossenen und abweisenden Eindruck. Man könnte glauben, eine Bäuerin sei zum erstenmal in die Stadt gekommen.

So paßt sie gut zu dem altertümlichen Haus, das auch nur zufällig in die Hindenburgstraße geraten zu sein scheint.

Ach ja, Malchen will gar nichts mit dieser Stadt zu tun haben und niemals wäre sie hierher gezogen, wenn nicht das Schicksal es so bestimmt hätte.

Malchens Schicksal ist aber nicht etwa ein Mann — i Gott bewahre! Die Männer sind schon lange zurückgeblieben, zusammen mit den Jahren, die zu zählen sich noch lohnte. Und auch damals hatten sie bei Malchen nicht viel zu bestellen, wie man so sagt.

Ihr Schicksal ist ein Kind geworden, das nicht einmal ihr eigenes Fleisch und Blut ist. Und dies Kind ist dann herangewachsen, es hat die Führung übernommen. Und weil das Kind das schöne Land verließ — ach Gott, wo lebte es sich denn so lieblich wie im alten Lindenhof? — so mußte Malchen ihm in die Stadt folgen.

Malchen ist in den verborgenen Falten ihres Fühlens davon überzeugt, daß alles Unheil nur von dieser Stadt gekommen ist, die ihr zuwider ist, schon weil auf dem Pflaster die Abfälle viel schneller schiefe getreten werden, als auf dem weichen Erdboden. Ist es nicht auch eine Sünde, Gottes schöne Erde mit Steinen zu belegen, als sei sie nicht gut genug und müßte deshalb bedeckt werden?

Ja, aber nun, wo das Unheil einmal da ist, kann man nichts mehr daran ändern, und Malchen ist zufrieden, daß sie wenigstens dabei ist. Was sollte das Kind auch ohne sie anfangen bei all dem Jammer?

So liegt das Dochen, das inzwischen fast dreißig Jahre alt geworden ist und selbst vier Kinder hat, ohne dadurch in Malchens Bewußtsein eine andere Stellung errungen zu haben, immerhin noch im Bett, während Malchen die Milch für den Hasen holt. Das Dochen, Frau Dr. Palzow, wird wohl nicht schlafen, aber es ist schon gut, wenn sie den Körper schon. Die Seele kann man nicht schonen, die hat ihr eigenes Leben.

Als Malchen aber zurückkommt, ist Dorothea schon aufgestanden. Sie hat sich den Hasen geholt, weil er schrie, aber welcher Junge schreit nicht am Morgen?

Es geschah wohl nur deshalb, weil Dorothea diesen Jungen, der sie noch am nächsten mit dem Vater verbindet, um sich haben will, wenn sie schon nicht mit Kurt zusammen sein kann. Der liegt nämlich im Krankenhaus, was auch so eine Grausamkeit der Stadt ist, die Malchen nie verstehen wird —.

Zwei Menschen, die sich lieben, sollten einander näher rücken, wenn einer von ihnen mit Schmerz und Krankheit geschlagen wird, damit der Kranke von dem Gesunden Kraft borgen kann.

Hier aber trennt man sie, die doch nach ihrem und Gottes Willen zusammengehören, und während der eine bei fremden Leuten liegt, die nur deshalb um ihn sind, weil sie dafür bezahlt werden, läuft der andere sich in den leeren Räumen wund, die noch die Luft und die Wärme der Gemeinsamkeit atmen. . .

Und das wird mit jeder Stunde schlimmer!

Je weiter der Tag vorwärtsschreitet, desto öder erscheint das Haus. Es ist längst Zeit für die Sprechstunde, aber die Glocke an der Tür ist verstummt. Ein kleines Schild neben dem Klingelknopf hat sie zum Schweigen gebracht. Aber auch ohne ihn würde sich kaum eine Hand verirren, denn über der kleinen Stadt liegt eine dicke Kapuze von Neugier und Klatsch, unter der kein Ereignis entweicht, bevor es nicht das letzte Hinterhaus erreicht hat.

Und solch ein Unglück, wie es den beliebten Dr. Palzow getroffen hat, ereignet sich nicht alle Tage. Ein jeder spricht darüber.

Nur seine eigenen Kinder wissen es noch nicht. Dorothea hat noch nicht mit ihnen gesprochen.

Klaus ist schon in der Schule, und Peter muß das Bett hüten, weil er kürzlich mit dem nassen Hosensboden gleich eine handfeste Erkältung nach Hause gebracht hat. Er bekommt alle zwei Stunden heißen Lindenblütentee, gegen den er sich ebenso heftig sträubt wie gegen das Liegen. Aber Malchen will es so. Das hat noch keinem etwas geschadet, meint sie, und wenn ein Junge im Bett liegt, kann er auch keinen Schaden machen.

Die Urtafche braucht man nicht zu bewachen. Sie spielt allein in ihrem Stall und wenn jemand hinzukommt, jauchzt sie ihm ihre Lebensfreude entgegen. Es ist nur schwer, wieder von ihr fortzukommen, weil der Kummer und die Enttäuschung des kleinen Seelchens dann nicht so bald verstummen. . .

Ja, und dann raffelt plötzlich die Glocke des Fernsprechers. Sie zerschlägt die holde Stimmung des Kinderzimmers.

Dorothea meldet sich mit ruhiger und klarer Stimme. Es ist ihr gelungen, die Angst aus dem Kopf zu drängen, wo sie die Gedanken verwirren könnte. Dafür hat sich diese unheimliche Macht allerdings unter dem Herzen der Frau festgebissen. Und auch von hier aus kann sie einen Menschen schwanken machen.

Gott sei Dank, es sind gute Nachrichten, die aus jener Ferne kommen, von der Dorotheas Unterbewußtsein sich all diese langen Stunden nicht hat trennen können. Schon in der Frühe, bei ihrem ersten Anruf, hieß es, der Zustand sei nach Lage der Dinge befriedigend.

Doch damals schlief der Kranke noch. Jetzt ist er wach, und Dr. Marsch sieht keine Bedenken, daß Dorothea ihren Mann für kurze Zeit besucht.

Gott sei Dank, Dank aus tiefstem Herzen!

Die Klammer der Angst hat sich ein wenig gelockert. Aber nun, wo das Blut wieder freier kreist und stürmisch aus dem Hause drängt, ist die arme Dorothea nicht fertig. Sie hat die Stunden verändelt, in denen sie sich hätte vorbereiten sollen. Uta hat ihre Haare in Unordnung gebracht, und auch von der Milch, die für den Hasen bestimmt war, ist etwas auf das Kleid der Mutter geflossen.

Welche Frau aber, die ihren Mann liebt, möchte sich nicht für ihn schmücken?

Alles, was Dorothea in die Hände gerät, gefällt ihr nicht. Alles, was sie sucht, ist gerade nicht zu finden. Ist Dorothea denn unmordentlich? Ja, leider, und sie hat es nie so bereut, wie in diesem Augenblick, wo die toten Dinge sie noch länger von Kurt fernzuhalten suchen.

„Malchen!“ ruft Dorothea, „Malchen, du mußt mir helfen!“

Und Malchen kommt und hilft mit guten ruhigen Händen, die ein Leben lang nichts anderes getan haben, als zu helfen.

Endlich fehlen nur noch die Handschuhe. Sie müssen vor dem Spiegel im Eingang liegen. Dort sind sie auch, und Dorothea wirft einen letzten Blick auf ihr Ebenbild.

Scheltet sie darum nicht eitel, sie ist es nicht für sich. Diese Frau mit den üppigen goldroten Haaren, deren Glanz immer etwas von heimlicher Blut ausstrahlt, diese warmen braunen Augen über glatten mädchenhaft frischen Wangen, dieser kräftige fröhliche Mund, dies alles zusammen ist es, was sie ihrem Mann bringen will.

Es ist das Bild, das er erwartet, und nichts ist darin zu lesen von dem Kampf mit der Angst und von den Stunden, die ins Bodenlose versanken. Selbst ein Lächeln paßt noch so ungezwungen in dies Gesicht, wie eine Kerbe in die Haut einer schönen reifen Frucht. . .

Und wie Dorothea nun aus dem grauen Haus tritt, ist die Angst endgültig der Freude gewichen. Ist es da ein Wunder, daß die Sonne gerade diesen Augenblick abgewartet zu haben scheint, um mit kräftigem Strich über die Straßen zu fahren und den Weg zum Krankenhaus von den schwermütigen Winterfarben zu säubern?

Eine gütige alte Schwester empfängt Dorothea und leitet sie zu Kurt. Ihre frauliche Fülle paßt wenig zu den kahlen Fluren des Zweckbaus, doch auf Dorothea wirkt sie tröstlich.

An der Schwelle des Krankenzimmers bleibt die Pflegerin zurück. „Nicht wahr, gnädige Frau, höchstens zehn Minuten!“ sagt sie noch mit leiser Stimme.

Und dann steht Dorothea in dem schmucklosen Raum, der seit achtzehn Stunden den Inhalt ihres Lebens gefangen hält. Er ist in häßlicher, dunkler Farbe gehalten, gegen die das Bett noch weißer und die eisernen Stühle noch magerer erscheinen. Die Tafel mit der Fieberkurve über dem Bett ziert als einziger Schmuck die Wand.

Dieser Raum hebt jede Persönlichkeit auf. Wer hier liegt, ist nicht ein Mensch mit Wünschen, Hoffnungen und Unarten,

sondern ein Stück, ein Gegenstand der Behandlung. Morgen wird vielleicht schon ein anderer hier liegen. . .

Das ist es, was von Dorotheas Glück übriggeblieben ist.

Versteht ihr es, wenn ihr Fuß ein wenig zögert, ehe sie die Schwelle überschreitet?

Gleich darauf kehrt ihre Kraft zurück. Ihre Augen haben Kurts Gesicht gefunden, und alles andere versinkt zu einem wesenlosen Hintergrund.

Kurt scheint zu schlafen.

Er liegt still, ein wenig erhöht, und die Decke reicht ihm bis zum Hals. Nur der linke Arm ist frei.

Die Züge des Mannes sind scharf und hager, auch ist der Bart über seine Wangen gewuchert, wie Unkraut über ein vernachlässigtes Beet.

Erst als Dorothea ganz nahe herangetreten ist und sich behutsam über ihn beugt, öffnet er die Augen.

Ja, es sind dieselben Augen, die sie kennt aus all den Stunden, in denen sie sich ihnen unterworfen hat. Trotz des kahlen Raumes, trotz der Lieblosigkeit der Möbel, trotz des Raubes der Persönlichkeit hat Dorothea ihren Mann wiedergefunden.

Mit einem leichten Aufatmen läßt sie sich auf dem Stuhl neben dem Bett nieder. Und gewohnt, bei ihrem Mann Halt zu finden, streckt sie die Hand nach ihm aus.

Kurt Palzow sieht die Bewegung und hebt mit einiger Mühe den linken Arm. Doch die Anstrengung ist wohl schon zuviel, gleich senkt sich ein Nebel über seine Augen. Und das ist gut, denn er hätte sonst bemerkt, wie Dorotheas Hand sich ruckartig zurückzog, wie eine Hand dem Schreck oder Ekel gehorcht.

So aber ist ihm dieser Anblick erspart geblieben.

Dem als seine Linke sich in ungewohnter Berührung mit Dorotheas Hand vereinigt, umfängt sie ein warmer Druck, der kräftig und weich ist zugleich, eben die Hand dieser geliebten Frau, deren ge-

fundes Blut bis in die Fingerspitzen zu fühlen ist.

Dorothea aber hat in diesem unbeobachteten Augenblick ein Gefühl kennengelernt, das ihr bisher fremd war. Unter der Wucht des Erschreckens wuchs in ihrem Nacken ein Widerstand, der ihn steif machte. Oder nein, es war wohl eher so, daß sie zum erstenmal gezwungen wurde, jenen schönen Weg der erbarmungslosen Offenheit zu verlassen, den sie bisher mit Kurt gegangen war, und daß auf dem unsicheren Pfad, den sie nun betreten mußte, eine gütige fremde Kraft ihr beigeflogen war. Aber dies ist gewiß: empfunden hatte sie diese Stütze im Nacken, etwa an jener Stelle, wo auch der Stolz wohnt. . .

Es wurde nicht viel gesprochen an diesem Morgen. Kurt war zu schwach und Dorotheas Lippen formten immer wieder nur dies einfache Wort: „Liebster!“

Darüber verging die geizige Zeit und plötzlich stand die rundliche Schwester wieder in der Schwelle.

Als Dorothea einen letzten Blick auf Kurt warf, sah sie plötzlich, daß sie alles vergessen hatte, was sie sich für den Besuch zurechtgelegt hatte: Die Blumen, die Bilder der Kinder, ihr eigenes Bild von seinem Schreibtisch. . .

Kurt Palzow aber entschlummerte mit dem Bild vor Augen, das sie ihm hatte bringen wollen. Und er war für die Zeit, bis die bösen Vorstellungen des Wundfiebers ihn wieder überfielen, ein glücklicher Mann.

Ah diese Sonne, diese freche Vorfrühlingssonne!

Man sollte es nicht für möglich halten, was sie aus der kleinen Stadt macht. Sie steht wohl noch ein wenig schräg nach dem langen Winterschlaf, aber gerade darum findet sie in die äußersten Ecken.

Seht doch nur, wie die dickbauchigen Glasflaschen in der Adlerapotheke zu glänzen beginnen, als hätten sie Leben bekommen. Sie funkeln in tiefem Grün, wie Smaragden, sie leuchten in hellem Gelb, und alle werfen wieder Lichtflecken,

bunt wie Kinderbälle, von sich. Sie tanzen auf dem weißen Leinenkittel des Herrn Siebert, daß der alte Mann ganz verwirrt wird und in Angst um seine Würde gerät. Dabei wartet der ganze Laden voll Kunden, und man weiß ja, was für eine verantwortungsvolle Tätigkeit ein Apotheker hat.

Nun kommt noch obendrein Frau Molly Siebert hinzu, die es auch nicht im Zimmer aushält. Diese junge Frau, die Freude und der Stolz von Herrn Sieberts Alter, hat ein reizendes neues Frühjahrskostüm an, das zusammen mit dem braunen Strohhut schon lange auf die Sonne gewartet hat. Nun können beide endlich gezeigt werden.

Frau Siebert tut so, als hätte sie etwas Wichtiges in dem Ladenraum zu tun, sie dreht sich ein paar mal geschäftig um sich selbst, aber es ist wohl nur, um sich von allen Seiten zu zeigen. Ihr Mann jedenfalls wendet keinen Blick von ihr, so daß die Kunden schon unruhig werden.

„Auf Wiedersehen, Alterchen, ich will dich nicht länger stören ...“ sagt Frau Siebert endlich und winkt noch einmal mit ihrem Handschuh. Dann trippelt sie durch die wartenden Menschen hinaus, die ihr halb unwillig, halb ehrfürchtig Platz machen.

Herr Siebert möchte ihr am liebsten folgen. Er mag nun einmal durchaus nicht allein zurückbleiben, wie alte Menschen so sind, die mit den Stunden geizen, als seien es schon die letzten. Es ist wohl auch ein wenig Eifersucht dabei, wenn Herr Siebert sie auch männlich zu unterdrücken sucht. Denn schließlich ist er ein moderner Mensch, der es ablehnt, seine Frau unter unwürdigem Zwang zu halten. Im Gegenteil, er läßt ihr weitgehendste Freiheit. Die kleine Stadt will sogar wissen, daß Frau Siebert von dieser Freiheit reichlich Gebrauch mache. Doch man weiß ja, wie der Klatsch sich an alle heftet, die ein wenig aus der Allgemeinheit hervorstechen. . .

Frau Siebert also lustwandelt durch die Hindenburgstraße, geschwellt von dem Bewußtsein ihrer Wirkung, sie treibt dahin wie ein schmuckes Schiff vor einer

freundlichen Brise. Nur ab und an macht sie vor irgendeinem Schaufenster Halt, nicht um die Auslagen zu besehen, sondern um ihr eigenes Bild ein wenig bewundern zu können.

Man darf es ihr nicht übelnehmen. An alledem ist nur die Sonne schuld, auch an dem Lächeln, das der kleinen Frau so gut steht und das nun schon den ganzen Weg über um ihren Mund spielt.

Plötzlich erstirbt es, wie weggewischt. Auch die kleinen, lustigen Schritte werden langsamer, die ihren Körper bisher wie tanzend über das glatte Pflaster bewegten.

Was ist geschehen? Ist Frau Siebert sich plötzlich der allgemeinen Not bewußt geworden, die über dem Land liegt? Denkt sie daran, daß hinter vielen dieser sonnenbeschienenen Häuserfronten Sorge und Hunger sich eingenistet haben, daß die Waren immer knapper und das Leben immer teurer werden?

Ach nein, eine hübsche junge Frau wie Frau Siebert befaßt sich nicht mit „Politik“, das überläßt sie ihrem alten Mann. Es gibt ohnehin genug Trauriges auf der Welt, selbst an solch einem sonnigen Vormittag kann man ihm nicht entgehen. . .

Frau Sieberts Schritte werden langsamer und jetzt bleibt sie stehen, gerade gegenüber einer schlanken, blonden Frau, die wie abwesend vor sich hinsieht und zu erschrecken scheint, als sie plötzlich ange-redet wird.

„Liebste Frau Doktor, wie schrecklich, ist es denn wirklich wahr?“

„Ja,“ sagt Dorothea und hält sich ganz gerade.

„Ist denn gar keine Hoffnung, daß es wieder gut wird, ist der Arm wirklich. . .?“

„Ja,“ sagt Dorothea wieder. Es ist so hilflos, dies Ja, aber Frau Siebert, die selbst ganz aufgelöst ist vor Mitleid, bemerkt es nicht.

„Waren sie schon bei ihm?“

Dorothea nickt.

„Wie entsetzlich, wie entsetzlich, und ihre lieben kleinen Kinder?“

Frau Siebert hat keine Kinder, obgleich sie schon fünf Jahre verheiratet ist.

Dorothea sieht weiter vor sich hin. „Peter liegt zu Bett,“ sagt sie gedankenlos, weil gerade von den Kindern die Rede ist.

„Sie Ärmste, auch das noch! Sagen Sie, was kann ich für Sie tun? Ich möchte so gern helfen . . . Soll ich Sie besuchen? Ich habe doch Zeit. Soll ich Ihnen Klavier vorspielen? Bitte sagen Sie irgendetwas! Ich flehe Sie an!“

„Danke, Sie sind wirklich sehr gut, aber ich kann jetzt keinen Besuch empfangen.“

Dorothea geht weiter, und Frau Siebert ist empört. Ihre Stimmung ist gänzlich umgeschlagen. Diese Kälte, dieser Hochmut der Arztfrau! Aber so sind diese adligen Fräulein vom Lande, arm, hochmütig und kalt! Nun, Frau Siebert hat keine Lust, sich zu ärgern, aber der arme Mann tut ihr in der Seele leid, nicht nur wegen seines Anfalls, sondern wegen dieser Frau . . .

So geht es auch andern, die helfen wollen.

Da ist vor allem Tante Mary, die den weiten Weg von Lindenhof her nicht gescheut hat. Sie meint, Dorothea habe sicher das Bedürfnis, sich auszusprechen.

Ach, diese gute Tante Mary mit ihrem Aussprechen! Ihr kennt sie sicher alle, diese kleine, sehr runderliche Dame mit der für ihr Alter ungewöhnlichen Beweglichkeit. Sie ist nach Lindenhof gekommen, als Dorotheas und Karls Mutter starb und ist dann dort geblieben.

Solch eine Tante Mary gibt es überall, mit ihrer Herzlichkeit, die weit über die Grenze hinausgeht, wo die allereigsten, ja heiligen Dinge anfangen. Unfreundliche Beurteiler könnten glauben, daß Tante Marys Herzlichkeit eigentlich nichts anderes ist als die Neugierde eines alten Fräuleins, das selbst so wenig erlebt hat, daß es bei fremden Schicksalen ein wenig ausborgen möchte. Aber es ist nicht recht, so zu denken, denn Tante Mary meint es gut und neigt nur ein wenig zum Überschwang.

Das weiß auch Dorothea, und es gibt Augenblicke, in denen man sich gern über Vergangenes hinwegsetzt, über diese

kleinen Mißverständnisse, die zwischen Tante und Nichte nicht ausbleiben. Es lag sogar nahe, daß diese dünne Eisschicht um Dorotheas Seele unter der herzlichen Wärme der Tante schmolz, denn es weint sich gut an Tante Marys breitem Busen.

Aber leider fand das alte Fräulein auch diesmal nicht jenes Maß an Zurückhaltung, das man gemeinhin Takt nennt. Im Gegenteil, sie glaubte durch Worte gutmachen zu können, was sie früher einmal durch Worte verdorben hatte. Auch dies wäre vielleicht noch ein gangbarer Weg zu Dorotheas Herzen gewesen. Eine große Liebe glättet viele Falten des Mißverstehens, besonders, wenn zwei gemeinsam Trauer um einen Dritten tragen . . .

Aber Tante Mary verliert unter den vielen Worten, die sie in bester Absicht über Dorothea ausschüttet, kein einziges über Kurt! Es ist klar: er hat in ihrem Bewußtsein immer noch keinen Platz. Destomehr bemitleidet sie die Nichte, als sei ihr allein ein Unglück zugestoßen.

So redet sie an Dorothea vorbei. Je mehr sie spricht, desto klarer wird der Unterschied zwischen diesen zwei Menschen: Tante Mary versteht Dorothea ebensowenig, wie sie deren ganzes bisheriges Leben hat verstehen können. Sie ist mit Recht überzeugt von ihrer eignen guten Absicht und stößt auf Andank.

Später sprechen sie dann über die Kinder, vor allem über Peters Erkältung. Tante Mary ist für Zitronenlimonade und Aspirin, sie hält von Malschens Lindenblütentee gar nichts . . .

Und dann bestellt sie noch einen Gruß von Karl, der wieder einmal verreist ist. „Es sieht gerade so aus, als ob ich es ihm in Lindenhof nicht gemüßlich mache.“

„Ja,“ sagt Dorothea ein wenig dankenlos, und der Abschied ist kühl.

So bewahrheitet sich wieder einmal der Satz, den Dorotheas Mutter so oft brauchte: „Der Traurige hat immer unrecht.“

Vielleicht liegt es alles aber nur daran, daß eine glückliche Ehe eine Frau

so erfüllen kann, daß sie anderen Menschen fremd wird . . .

All dies aber hat nichts zu bedeuten, da der Tag immer näher rückt, an dem Dorothea Kurt aus dem Krankenhaus abholen wird. Man ist dort sehr zufrieden, wie schnell und glatt die Wunde heilt.

Eigentlich ist das ja kein Wunder bei einem Mann in dem besten Alter, aber es kommt die seelische Verwundung dazu. Nicht jeder findet sich so leicht damit ab, ein Glied zu verlieren, an dem Beruf und Zukunft hängen. Es ist wirklich erstaunlich, wie leicht Dr. Palzow es nimmt, manchmal scheint es, als habe er die ganze Tragweite noch nicht eingesehen.

Es ist ja auch keiner da, der berufen wäre, es ihm zu sagen. Und so sehr die Frau zu bedauern ist, in dieser Beziehung gleicht sie ihrem Mann. Die beiden sind wie zwei Kinder, die nur das Schöne auf der Welt sehen.

Wenn Dorothea bei Kurt zu Besuch ist, hört man bisweilen ihr Lachen bis auf den Flur hinaus, ein ganz ungewohntes Geräusch in diesen kahlen Hallen.

Der Superintendent Schmal, der Dr. Palzow ebenfalls einen Krankenbesuch abstatten wollte, wäre fast vor diesem Lachen umgekehrt. Und am Nachmittag sagt er zu seinem Freund, dem alten Oberst von Krätze:

„Sehen Sie, mein lieber Herr Oberst, so ist nun das Menschengeschlecht. Sie sehen Gottes Finger nicht, der sich ihnen mahnend entgegenstreckt.“

„Verstehe nicht . . .“ fällt ihm der alte Krieger ins Wort, „wieso Gottes Finger, war doch verdammt sein eigener Finger!“

„Ich gebrauchte vielleicht ein unglückliches Bild. Aber bedenken Sie bitte: Noch vor wenigen Tagen mußte man auf das Schlimmste gefaßt sein, und jetzt scheint alles vergessen! Was soll dem aus der Familie werden, nun, wo der Mann ein Krüppel ist?“

„Ach was, hat noch Zeit, darüber nachzudenken. Zuviel Denken lähmt den Angriffsg Geist. Als wir in dem kalten Winter vor Paris . . .“

„Schon gut . . .“ unterbricht der Superintendent, dem die Schilderung des Winterfeldzugs vor Paris aus dem Munde des Obersten schon lange nichts neues mehr bieten kann, „vielleicht haben Sie nicht einmal unrecht. Wie denken Sie über eine Partie Schach?“

Der Oberst nickt. Er ist noch in Gedanken, vielleicht vor Paris, vielleicht im alten Lindenhof.

„Rassepferd . . .!“ murmelt er vor sich hin.

Und dann kommt der Superintendent mit den Figuren.

Ein Haushalt, in dem der Mann fehlt, ist wie eine Kirche am Alltag.

Dorothea hat dies oft genug empfunden in den vier langen Jahren, in denen Kurt im Felde war. Sie ist, wie alle Frauen, die ihre Männer glücklich machen, im Grunde genommen einfachen Gemüts. Sie überhebt sich nicht über die Kleinigkeiten, die den Alltag schön machen. Darum ist es auch selbstverständlich, daß das graue Haus an dem Vorabend von Kurts erstem Aufstehen gründlich aus dem Schlaf der letzten Wochen geweckt wird.

Überall wird gescheuert und gebohrt, kein Winkel bleibt unberührt, so daß es selbst Malchen zu viel scheint, die doch immer so peinlich sauber und ordentlich ist, wie die weiße Klöppelspise auf dem Tisch in ihrem Zimmer.

Kurt soll sich wohl fühlen, wenn er nach Hause kommt, wohler als in jedem anderen Fleck der Welt. Was für ein glücklicher Mann ist doch dieser Arzt, trotz allem!

Ob er es wohl weiß? Vermutlich, denn kein Glück ist unverdient und am allerwenigsten die Liebe einer Frau wie Dorothea. Sie kann sich überhaupt erst voll entfalten unter der Obhut der Gewisheit, sich nicht umsonst zu verschwenden. Und Zeit genug hat Kurt Palzow ja in diesen einsamen Stunden des Krankenlagers gehabt, um über Zu-

sammenhänge nachzudenken, die im Wirbel des Berufslebens bisweilen nicht an die Oberfläche des Bewußtseins gelangen können.

Wahrscheinlich ist ihm bei solchen Überlegungen auch der Gedanke gekommen, den Rechtsanwalt Knebel zu einem Besuch zu sich zu bitten.

Kurts Kollege Dr. Marsch ist allerdings nicht wenig erstaunt, als er von dieser Absicht erfährt. Er nimmt sich sofort gleich vor, am Abend mit seiner Frau den Fall zu besprechen. Vielleicht hat sich in letzter Zeit das Verhältnis der früheren Freunde wieder gebessert, ohne daß es Dr. Marsch zu Ohren gekommen ist.

Das ist nicht wahrscheinlich, aber immerhin möglich, und seine Frau würde es bestimmt wissen.

Sonst wäre es jedenfalls kaum zu verstehen, warum Kurt Palzow gerade jetzt den Verkehr mit dem Rechtsanwalt wieder sucht, schließlich weiß es die ganze Stadt, daß der geschmeidige Junggeselle in früheren Jahren reichlich viel bei dem jungen Arztpaar verkehrt hat, und wenn dieser Verkehr ein jähes Ende gefunden hatte, so lagen die Gründe doch wohl auf der Hand. Glaubt Palzow etwa in seiner bemitleidenswerten Lage vor den bekannten Lebensgewohnheiten Knebels sicher zu sein?

Was nicht alles in dieser kleinen, scheinbar unbedeutenden Stadt vor sich geht! Herr Marsch ist wieder einmal sehr zufrieden, hier zu sein, wenn es auch sicherlich andere Plätze gibt, an denen seine Fähigkeiten besser zur Geltung kommen würden . . .

Kurt kann ein Lächeln nicht verkneifen, als Knebel ins Zimmer tritt. Das ist wirklich ganz der alte Richard, ein schöner Kerl, aufrecht, sicher und geschmeidig. Sein Anzug ist ohne Fehler, wie die Haut eines Fisches, und im Knopfloch trägt er eine dunkelrote Nelke. Vielleicht ist sein Haar ein bißchen zu blond, aber das Blond fördert das Vertrauen, und Vertrauen ist ja die Grundlage zu seinem Beruf. Alles in allem, ein Mann, dem schwer zu widerstehen ist.

„Gott sei Dank, daß du wieder soweit bist“, meint Knebel herzlich, „trotz allem hast du wirklich noch Schwein gehabt!“

„Ja, man kann es auch Schwein nennen, aber du mußt das nicht zu Do sagen, sie würde das nicht verstehen.“

Warum er wohl gleich von seiner Frau spricht? Es verschlägt Knebel sozusagen den Atem und nun kommen die Jahre doch zum Vorschein, in denen die Freundschaft nicht so war, wie es heute beide vielleicht möchten.

Knebel legt ein Bein über das andere, sucht in seiner Tasche und bringt eine silberne Dose hervor. Dann dreht er mit unglaublicher Geschwindigkeit eine Zigarette. Sonderbare Hände hat dieser Rechtsanwalt, sehr schmal und ein wenig gebogen, wie eine zierliche Zange eines jener Geräte, die man um ihrer Werk-schönheit willen bewundert.

„Daß du dir die Dinger immer noch selber drehst?“ staunt Kurt.

„Ja, ich bin nun einmal in manchen Dingen sehr altmodisch.“

„In andern aber gar nicht . . .“

„Nein, natürlich nicht.“

„Ich wollte einmal mit dir darüber sprechen . . .“

„Ja, wenn du meinst . . .“

Kurt sieht den Rechtsanwalt voll an: „Liebst du eigentlich Do immer noch?“

„Hast du mich darum herbestellt?“

„Ja, und du mußt mir ehrlich antworten, sonst hat alles keinen Zweck.“

„Wir haben uns jahrelang bemüht, nicht davon zu sprechen“, meint Knebel.

„Sicher. Wir hatten ja auch keinen andern Ausweg.“

„Und heute . . .?“

„Heute ist das etwas anderes. Ich muß es wissen. Du brauchst ja nur ja oder nein zu antworten.“

Knebels Zigarette ist zu Ende. Er zerdreht sie an seinem Absatz und sieht dabei zur Erde.

„Ja“, sagt er leise aber bestimmt. Dann setzt er den Fuß auf die Erde, als wollte er das Wort wieder zertreten.

„Ich danke dir“, sagt Kurt und legt sich etwas zurück. Die Nachmittagssonne schaut durch das Fenster herein, sie streut ein wenig Gold auf die fahlen Rissenbezüge. Kurts Gesicht scheint allerdings noch magerer unter den langen Schatten, fast durchsichtig. Knebel sieht mit Schrecken, wie sehr der Freund sich verändert hat. Es scheint ihm plötzlich, als sei dieser Mann ganz weit fort, mehr eine Erinnerung als ein Mensch.

„Sieh mal“, fängt Kurt wieder an, und zeigt auf die Sonne. „Jeden Abend tut sie das. Und dann kommt Do immer gleich, weil der Hase um sechs seine Flasche bekommen hat . . . Heute bleibt sie weg, weil ich mit dir sprechen will. Ich habe nämlich beruflich mit dir zu reden.“ Sein Ton ist ganz anders geworden, so wie Männer eben über Geschäfte sprechen.

„Bitte“, sagt Knebel.

„Ich will zweierlei. Einmal will ich mein Testament machen und dich zum Testamentvollstrecker haben. Ich habe ganz viel Geld verdient in den letzten Jahren und es in einigermaßen beständigen Werten angelegt. Du kennst doch das Haus, in dem ich wohne. Ich möchte es gern kaufen, und du sollst das für mich tun.“

„Gern, aber warum willst du es nicht selber machen?“

„Ich bin in Geschäften ungewandt und außerdem komme ich vielleicht nicht dazu . . .“

„Nun, es wird nicht weglaufen.“

„Wahrscheinlich nicht, aber vielleicht der Preis. Wir wollen jedenfalls einmal darüber sprechen. Ich habe alles durch-

dacht. Dreh dir ruhig noch eine Zigarette, es wird eine Weile dauern.“

„Na schön“, meint Knebel mit unsicherm Lächeln, „aber das hätte ich wirklich nicht geglaubt, daß ich an dir noch einmal verdienen würde . . .“

„Ich auch nicht“, sagt Kurt ehrlich, „verdienen wirst du wohl auch nicht viel . . .“

„Nein, ich meinte nur . . .“

„Aber ich bin froh, daß du da bist. Und wenn du meine linke Hand haben willst, möchte ich sie dir gern einmal geben.“

Und nun ist Knebel, der elegante sichere Knebel, doch ein bißchen unsicher, und vielleicht deshalb drückt er diese eine Hand, die dem Freund blieb, so fest, daß Kurt das Gesicht verzieht.

Dann reden die beiden noch bis in die tiefe Nacht, nicht anders wie damals, als sie noch Studenten waren und die Bude so vollräucherten, daß sie schließlich glaubten, es wäre ihnen wirklich gelungen, den Himmel zu sich herunter zu reden. Damals, als von Do noch nicht die Rede war . . .

Männer sind bisweilen sonderbar, wie Kinder, sie können sich von einem Spiel nicht trennen. Und es wird spät, als Knebel endlich geht.

Am nächsten Morgen sollte Kurt zum erstenmal aufstehen. Eine halbe Stunde später wußte es die ganze Stadt: Dr. Kurt Palzow ist plötzlich gestorben. Ein Blutgerinnsel hat das Herz angehalten. Es hieß, seine erste Bewegung sei zu heftig gewesen, weil er seiner Frau entgegengeeilten wollte. So sank er in ihre Arme . . .

(Wird fortgesetzt.)



Sudetendeutsche Kunst
Paul Gebauer: Reimende Saat

Bayrisches Grenzland

In den Tagen des Zusammenbruches der alten österreichisch-ungarischen Habsburger Monarchie erschien in Prag eine interessante Broschüre: „Unser Staat und der Weltfrieden.“ Ihr Verfasser war ein Unbekannter, namens Hanusch Ruffner, hinter dem allerdings die bekanntesten und maßgebendsten tschechischen Politiker der Gründungszeit des tschechischen Staates standen. Darin sind in einer geradezu zynischen Offenheit die Wünsche der Tschechen für die territoriale Neuordnung Europas und die Grenzziehung ihres eigenen Staates niedergelegt worden. Mit der Begründung, daß Deutschland, das den Weltkrieg entfacht und jeden Frieden bedrohe, müsse geschwächt werden, wurde die Beschränkung des Deutschen Reiches auf eine „Reservaton“ gefordert, die aus einigen Gebieten Mittel- und Süddeutschlands gebildet werden sollte. Die übrigen Teile des Reiches aber sollten auf die Nachbarstaaten aufgeteilt werden.

In angeborener Bescheidenheit forderten die Tschechen für sich u. a. die Angliederung der gesamten bayrischen Ostmark von der Donau bis zum Fichtelgebirge. Die Bedeutung dieser Forderung aber wird sofort klar, wenn man sich vor Augen hält

- a) die Tatsache, daß die Tschechoslowakei als militärisches Aufmarschgebiet in der Flanke Deutschlands geschaffen wurde,
- b) die grenzpolitische Bedeutung des Fichtelgebirges als Brückenkopf an der deutschen Schicksallinie des Main, die in den Rhein ausläuft, und
- c) die Stoßrichtungen der tschechischen Expansion nach dem Westen.

Bei der staatlichen Neuordnung in Versailles und St. Germain wurde die 339 Kilometer lange bayrisch-böhmische Grenze unverändert gelassen. Aber auch die Wünsche und Forderungen

der Tschechen sind unverändert geblieben. Geändert allerdings hat sich die grenzpolitische Bedeutung der bayrischen Ostmark, die in ihrem ganzen Umfang im Jahre 1927 klar wurde, als dem Deutschen Reich auf seinem souveränen Gebiete Wehrverbotslinien gezogen wurden, die fast die ganze bayrische Ostmark einschlossen und so gezogen waren, wie die von Hanusch Ruffner gezogenen Grenzen des tschechischen Staates.

+

Man hat die Siedlungslage des tschechischen Volkes einmal mit einer Faust verglichen, die der vom slawischen Osten nach dem Westen vorstößende Arm in die Magengrube des deutschen Volkes gelegt hat. Ihr vornehmlicher Druck ruht auf der Grenzlinie des deutschen Siedlungsbodens, die im Inneren Böhmens von der Eger südöstlich der alten deutschen Stadt Saaz beginnt, in der Further Senke auf die uralte bayrisch-böhmische Grenze stößt und am Fuß des Böhmerwaldes bis an die Moldau verläuft. Hier spielt sich seit Jahrzehnten ein erbitterter Volkstumskampf ab, in dem die Tschechen die Angreifenden sind und als die wirtschaftlich Stärkeren den Erfolg buchen. Langsam schob sich das tschechische Element in die fruchtbaren Landschaften des Egerlandes und in die walddreichen Täler des Böhmerwaldes vor. Hier wurde ein Feld, dort eine Wiese, dann schon ein ganzes Gehöft aus dem deutschen Volksbesitzstand herausgebrochen. Manches deutsche Bauerndorf ist in dieser Zeit tschechisch geworden, hunderte deutscher Bauern haben die Scholle verlassen müssen, die durch ihre Ahnen in mühevoller Arbeit der Wildnis abgerungen und urbar gemacht wurden. Manche deutsche Gemeindegrenzen, die noch vor Jahr-

zehnten deutsch begonnen wurde, wird heute tschechisch weitergeführt. Und dieses Vordringen hat an den Grenzen des Reiches nicht Halt gemacht, weil es keinen entscheidenden Widerstand fand!

Solang Böhmen als Kronland zum alten Habsburgerreich gehörte, das ja mit Deutschland militärisch und politisch verbunden war, mochten all diese Vorgänge als reine volkspolitische Probleme erscheinen. Sie wurden mit dem Ausgang des Weltkrieges und den veränderten staatspolitischen Verhältnissen zu einem ernststen Grenzproblem des deutschen Volkes und Reichs.

Nach der Gründung der Tschechoslowakei ging es den Tschechen nicht mehr allein darum, die deutsche Sprachgrenze bis an die Reichsgrenzen hinauszuschieben und den deutschen Siedlungsboden in tschechischen Volksbesitz überzuführen, sondern sie hatten auch eine militärische Bündnispflicht gegenüber Frankreich zu erfüllen. Die Luftlinie vom Grenzort Furth im Walde bis Weissenburg im Elsaß beträgt 300 Kilometer. Hier also liegt die kürzeste Verbindung zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei. Diese Verbindungslinie verläuft parallel mit der deutschen Schicksalslinie des Main, die im Westen geschützt wird durch saarländisch-pfälzisches Höhenland und im Osten durch die Zentralwasserscheide, das Fichtelgebirge. Die Feststellung dieser Tatsachen allein genügt wohl, um zu klären, warum Frankreich Wert auf den Besitz der Saar gelegt hat und der Tschechoslowakei die bayrische Ostmark mit dem Fichtelgebirge einverleibt werden sollte. „Würde nur einer dieser beiden Bastionen wegfallen“, so schreibt Kurt Trampler, so würden die Nachbarn Deutschlands die Mainlinie beherrschen und hätten damit die Möglichkeit, jederzeit die deutsche Reichseinheit leicht zu zerbrechen. Rheinpfalz und bayrische Ostmark sind daher die beiden deutschen Grenzlande, die mit ganzer Wucht die wehrpolitische Verantwortung für die Einheit des Volksganzen tragen. Ihnen ist die empfindlichste Stelle des deutschen Reichs- und Volks-

bodens zur treuen Bewahrung anvertraut. So sind Further Senke, Oberpfälzer Wald und Fichtelgebirge die beachtlichen Gefahrenstellen, die für Frankreich in Betracht kamen, den Keil eines militärischen Einmarsches darauf anzusetzen, um rasch Deutsche von Deutschen zu teilen. Es ist schon mehr als der rein militärische Gesichtspunkt, was Frankreich im Auge hatte, als es sich mit so großer Sorgfalt dem Ausbau der tschechischen Armee und dem Ausbau ihrer Aufmarschstraßen entlang der bayrischen Ostgrenze widmete. Auf tschechischer Seite herrschte jahrelang eine fieberhafte wehrpolitische Tätigkeit. Vor allem wurde das überaltete Straßennetz des Böhmerwaldes überholt. Gewiß, es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Staat, wie er muß und soll, seine Wirtschaftswege erneuert. Wenn aber in entlegenste Walddörfer Betonstraßen mit mehr als acht Meter Breite geführt werden, wenn solche Straßen gleich von zwei Richtungen auf die Grenzberge führen, wenn die Brücken über die kleinsten Bäche in Eisenbeton für eine Tragfähigkeit ausgebaut werden, die dem Gewicht modernster Großtanks entspricht, dann ist es für den Nachbarn an der Zeit, unruhig zu werden. Die Tschechoslowakei ließ keine Möglichkeit der Aufrüstung ungenützt. Die Vormarschstraßen führen bis an die Grenze und enden in betonierten Plattformen. Große Querverbindungsstraßen vereinen sich hinter der vordersten Grenzlinie. Modernste Flughäfen sind entlang der ganzen bayrischen Ostgrenze ausgebaut. Schwerste Geschütze sind gerade an den Punkten aufgestellt, von denen leicht die wichtigsten Punkte der bayrischen Ostmark, ohne auch nur ein Geschütz zu verschieben, unter Feuer gehalten werden können. . . . Vom Egerland aus liegen Hof und Marktredwitz schon im Feuerbereich der Geschütze mit 30 bis 35 Kilometer Reichweite, ebenso Weiden von den Höhen an der oberpfälzischen Grenze und Passau vom Wegscheider Winkel aus. Am gefährlichsten aber ist der wehrpolitische Ausbau der Schwarzkoppe, des Cerkov, der beherrschend die ganze Further Senke überragt.

STŘEDNÍ EVROPA (MITTELEUROPA)
V ZÁJMU SVĚTOVÉHO MÍRU (IM INTERESSE DES WELTFRIEDENS.)

Система политичкых
"ПЕТЯКОВ"
(НАРАЗНИКИ.)
(Das System politischer „RÜHRMICHNTAN“
(Pufferstaaten).)



Erklärung:

- Puffer der Kontinentalzone, östlich.
- Puffer der Ozeanzone, englisch.
- Puffer der mittelländischen Zone, romanisch.
- Reservation für Deutsche.

1:5,000,000, (1mm 5km)

Er trägt einen Aussichtsturm und eine Unterkunfthütte, die, wie alle tschechischen Unterkunfthäuser mit ihren tiefen Reliefs militärischen Zwecken dient. Die Kuppe des Berges unter den dunklen Tannen besteht fast nur noch aus Beton. Zwei Reihen schwerster Fahrzeuge können auf jeder der beiden breiten Straßen gut gegen Sicht gedeckt, bis zum Gipfel fahren. Von hier aus beherrscht die tschechische Artillerie nicht nur den Bahnhof von Regensburg, sondern sogar Nürnberg . . .“

Damit aber ist zugleich die grenzpolitische Bedeutung der bayrischen Ostmark von der staatspolitischen Seite her beleuchtet. Die gleiche Bedeutung kommt ihr auch aus den veränderten volkspolitischen Verhältnissen zu. Aus dem Volkstumskampf zwischen Deutschen und Tschechen ist ein rücksichtsloser Vernichtungskampf des tschechischen Staates gegen die deutsche Grenzbevölkerung geworden, den er mit allen seinen Machtmitteln führt. Es ist hier nicht der Rahmen alle Maßnahmen aufzuzählen, die der staatlich-militärischen Grenzicherung auf volkspolitischem Gebiete folgten. Durch die Boden- und Wälderenteignung, Verdrängung deutscher Arbeiter und Angestellter aus ihren privaten und staatlichen Arbeitsplätzen und ihre Ersetzung durch Tschechen und eine systematisch betriebene tschechische Kolonisation wird die Tschechisierung des deutschböhmisches Böhmerwaldgebietes als des Vorlandes der bayrischen Ostmark betrieben. Dazu kommt als großer Bundesgenosse der tschechischen Vernichtungsbestrebungen die große Not, die seit jeher in den Böhmerwalddörfern herrscht und die sich durch die seit 1930 einsetzende Wirtschaftskrise verschärfte. Hunger und Elend untergraben die Volksgesundheit und schwächen die natürlichste Widerstandskraft des Volkes. Die Geburtenziffern sinken, die Sterbeziffern steigen. Die Zahl der Erbgesunden wird von den Kranken und Angekränkelten um ein Vielfaches übertroffen. Der tschechische Staat tut nichts, um hier helfend einzugreifen. Im Gegenteil. Er stellt Berechnungen darüber an, zu welchem Zeitpunkt dieses „natürliche Volkssterben“ der Böhmerwalddeutschen zu einer tschechi-

schen Bevölkerungsmehrheit führt. So ist der tschechische Bevölkerungsanteil in den Grenzbezirken, die der bayrischen Ostmark vorgelagert sind, zwischen den beiden amtlichen Volkszählungen wie folgt gestiegen:

Bezirk	1921	1930
Poderšam	8,98 %	16,26 %
Tuschau	13,44 %	23,74 %
Eger	4,92 %	10,03 %
Grazen	10,42 %	24,34 %
Staab	27,43 %	40,19 %
Wallern	0,87 %	5,17 %

So wird der deutsche Wall systematisch unterhöhlt und seine Widerstandskraft gegen die tschechische Brandung geschwächt. Gleichzeitig wird aber auch alles getan, was die errungenen tschechischen Positionen festigt. Heute sind wohl alle maßgeblichen Stellen und Ämter im staatlichen Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst, im Forstwesen, in der Gemeinde- und Bezirksverwaltung usw. dieser Grenzbezirke im tschechischen Besitz. Innerhalb weniger Jahre wurden in den deutschböhmisches Grenzgebieten über 300 tschechische Volksschulen, über 30 Bürger- und Mittelschulen und über 150 Kindergärten errichtet.

Die Bedeutung der bayrischen Ostmark für unser Staats- und Volksleben ist durch ihre Gefahrenlage und den nationalpolitischen Druck, dem sie ausgesetzt ist, aufgezeigt. Sie hat heute nicht nur den staatlichen Druck des tschechischen Nachbarn aufzufangen, sondern auch je mehr der Vernichtungskampf des Deutschtums im Böhmerwald Erfolge erzielt, auch den volkspolitischen Druck. Noch ist die Sprachgrenze nicht Staatsgrenze, aber sie hat sich an manchen Stellen berührt und genähert.

Die — man möchte fast sagen — planmäßige Vernachlässigung der bayrischen Ostmark gehört zu den unzähligen Vorwürfen, die man der Novemberrepublik machen muß. Sie hat den veränderten grenzpolitischen Verhältnissen und der erhöhten Gefahrenlage dieses Gebietes in keiner Weise Rechnung getragen. Überall in der bayrischen Ostmark ließen sich die gleichen Ursachen des Verfalles feststellen: durch die Grenzsperrung nach der Gründung

der Tschechoslowakei kam der Absatzmarkt der bayrischen Grenzbewohner nicht nur im deutschböhmischem Nachbargebiet in Wegfall, sondern im ganzen Staatsraum der ehemaligen Donaumonarchie. Die großen Entfernungen zu den himmendeutschen Märkten und die außerordentlich schlechten Verkehrsverhältnisse haben die Schaffung neuer Absatzmärkte im Innern des Reiches ungemein erschwert. Produktionseinschränkung und Betriebsstilllegungen waren die zwangsläufigen Folgen dieser staatlichen Veränderungen. Die volkspolitischen Auswirkungen eines solchen Wirtschaftsverfalles brauchen nicht erst im Detail angeführt und begründet werden. Zur gleichen Zeit also, in der der nationalpolitische Gegner in aller Planmäßigkeit an die Sicherung und den militärischen Ausbau seiner Grenzmark schritt, verfiel und verarmte der deutsche Grenzabschnitt. In einer „Denkschrift des Verkehrsverbandes für Nordostbayern und die bayrischen Grenzbezirke“, die im Jahre 1929 überreicht wurde, werden einige Zahlen vom wirtschaftlichen Verfall dieses Grenzgebietes angeführt. So wurde z. B. die Einkommens- und Körperschaftsteuer gezahlt:

im Bezirk	bei einer Einwohnerzahl	nur noch Personen
Grafenau	21 842	412
Cham	30 870	575
Neustadt WN	29 550	2 904
Oberviechtach	14 987	249
Regen	31 942	4 381
Wunsiedel	46 158	2 259
Rehau	20 618	1 065

Die Zahlen beleuchten blühtartig die Situation in diesen Gebieten noch bevor die große Wirtschaftskatastrophe einsetzte. Es ergibt sich also von selbst, daß ein Reichszuschuß von fünf Millionen aus der Osthilfe nicht ausreichen, eine Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse oder gar eine Beseitigung der Gefahrenlage herbeizuführen.

Die Zusammenfassung der Grenzgebiete im Gau der bayrischen Ostmark zu einer Verwaltungseinheit hat alle Voraussetzungen für einen wirtschaftlichen Aufstieg dieses landschaftlich so schönen und auch an natürlichem Reichtum geseg-

neten Grenzabschnittes geschaffen, und damit auch zur Bannung aller drohender Gefahren. Allerdings, die Wunden, die in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten geschlagen worden waren, sind noch lange nicht alle vernarbt.

+

Die landschaftliche Schönheit und die Eigenart der Menschen diesseits und jenseits der Grenze, die wie die Landschaft, die sie besiedeln, eine Einheit bilden, ist in der deutschen Dichtung viel besungen worden. Adalbert Stifter hat in seinem „Hochwald“ seinem südosstdeutschen Heimatland ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Er ist es gewesen, der der Räuberromantik, die sich um die dunklen Wälder mit ihren eingeschlossenen verträumten Bergseen gesponnen hatte, ein Ende bereitete und die Böhmerwaldschaft in ihrer herben und doch auch lieblichen Schönheit zeigte. Und wenn bei seiner verschlossenen Natur die Sonne und das Licht zu kurz gekommen sind, die über der ganzen Landschaft liegen und ihr gerade in ihrem Vorland mit seinen Dörfern und blumigen Wiesen eine durchaus heitere Note verleihen, so hat sie in Hans Wähli den Dichter gefunden, der nicht nur das Dunkel des Böhmerwaldes in urtümlicher Sprache darstellt, sondern auch die sonnendurchflutete Landschaft in ihrer vielfältigen Farbenpracht und Abwechslung plastisch aus seinem Wortreichtum zu gestalten verstand. Wie in seinem schönen Gedicht „Heimat“:

Stille ward des Einödbauern Senseschlämmern,

Durch das Dorf mit seinen Hellebarden
Träumend trollt der Wächter. In das
feine Dämmern

Lauschen junge Mägdle atemlos hinaus
und warten.

Sieh, nun macht der Mondenwunder
Silberfülle

Dieses Korn in Erntesehnsucht leuchten,
Nur die regen Quellen rauschen durch die
Stille,

Quellen, die der Heimat schwermühtstiefe
Wiesen feuchten.

Strömend steigt die Kraft aus diesem
Bauernboden,

Strömend bin von ihr durchlebt ich und
durchflossen,

Aus den Schollen wächst der Schatten
meiner toten Ahnen,
Ahnen, deren Pflug einst dieses Land
erschlossen.

In seinen Romanen aber hat Hans
Wahl die deutschen Menschen in ihrem
Kampf um Scholle und Brot geschildert.
So wurde er zum lauten Ränder der
Not und Gefahr einer der schönsten deut-
schen Landschaften, wie Gottfried Not-
hacker, der in seinem Roman „Dorf an
der Grenze“ das Schicksal der durch
den nationalen Gegner von seiner Väter-
scholle vertriebenen deutschen Menschen
gestaltete. In Heinz Schauweder hat
die bayerische Ostmark den Ränder der
Not und des Schicksals ihrer Menschen,
die ihr Brot in der Ferne verdienen
müssen, gesunden. Ergreifend ist sein Ge-
dicht „In der Ferne“, das die ganze
große Heimatssehnsucht der vertriebenen
Menschen schildert:

Wir gehen draußen in der Ferne
Die grauen Wege, die der Tag uns weist,
Und mühen uns, daß unser Herz es lerne,
Dem Werk zu dienen, das die Pflicht uns
heißt.

Doch nächstens horcht das Ohr ins Dunkel
Ob es nicht höre, wie im Wind ein
Grüßen weht,
Und unser Blick umfaßt des Himmels
Sternengefunkel,
Das stumm und leuchtend auch ob unserer
Heimat Siebeln steht.

Der Heimat Wälder hören wir im
Schweigen rauschen,
Und leise formt der Mund sehnsücht'gen
Klang:

Vergiß uns, Heimat, nicht, die wir all-
nächtlich lauschen,
Uns, die das Schicksal in die Ferne zwang.

Die kämpferische Haltung der Jugend
dieses Grenzlandes diesseits und jenseits
der staatlichen Grenze aber findet ihren
Ausdruck in den Gedichten und Liedern
des jungen Böhmerwälder Rudolf
Wihany, der aus dem Ernst unserer
Zeit und aus dem tiefsten Erlebnis des
Grenzlandschicksals schafft. So spricht er
in seinem Gedicht „Hagen“:

Da jauchzt' der Tod und greift sich seine
Beute.

In Flammen brennt und glüht zuletzt der
Saal.

Nur einer trotzt in hellem Hohn der
Meute:

Ein Riesenbild aus Wille, Kraft und
Stahl.

Die Balken fallen unter Flammengarben,
Tod trägt der Sturm, der in das Feuer
braust.

Sie alle waren Helden, die hier starben:
Sie fielen mit dem Eisen in der Faust.

Nur einer ragt; sie zwingen ihn nicht
nieder,

Ist auch sein Eisenkleid zerbeult, zerfeht.
So steht er vor dem Schicksal seiner
Brüder

Und trägt das blanke Eisen bis zuletzt.
Er ist im Qualm des Flammensaals
gestanden,

Und lachte spottend Sterben und Gefahr.
Als sie ihm dann die müden Arme banden,
Da lachte er, weil er der letzte war.

Als sie vor ihn das Haupt des Königs
trugen,

Da rechte seine Seele sich empor.
Es war kein Sterben, als sie ihn
erschlugen:

Er war im Tode stärker als zuvor.

Es war der Geist, der auch in Sturmes-
nöten

Aufs neue wieder seinen Weg begann.
Sie konnten ihn nicht seine Seele töten,
Weil doch die Treue nimmer sterben kann!

Mehr denn je ist es unsere Pflicht,
unsere Blicke auf dieses deutsche Grenz-
land zu richten. Die Gefahren, von denen
es unlauert ist, verlangen seine materielle
und ideelle Stärkung. Die Menschen, die
hier auf waldbeschatteter Scholle mit den
Nöten dieses Lebens ringen, sind harte
Kämpfernaturen, die ihre Stärke aus der
Kraft der Nation schöpfen. Sie haben ihr
in den Zeiten der Wehr- und Waffen-
losigkeit die Treue und an den Grenzen
scharfe Wacht gehalten. Je mehr wir
Runde von ihnen ins Land tragen, desto
mehr stärken wir sie in ihrem harten
Grenzlandkampf. Und die Landschaft be-
lohnt jeden Besuch der Grenzmark mit
ihrer eigenartigen Schönheit. Die Men-
schen aber beglücken durch die Artmüch-
keit, die sie ausstrahlen.

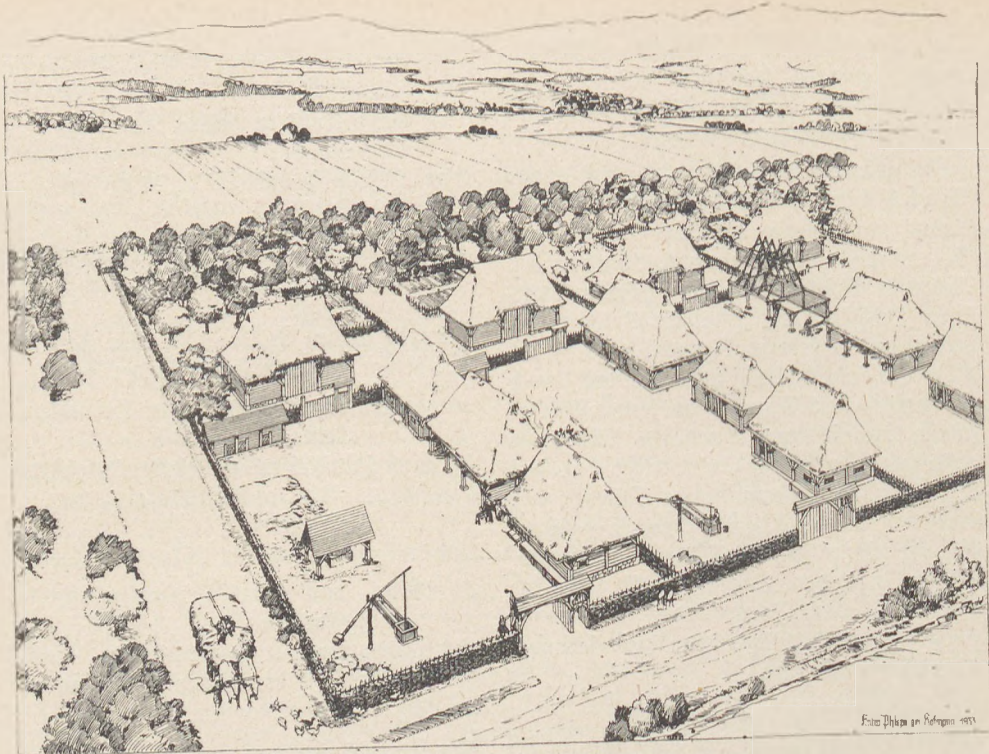


Abb. 1. Wiederherstellungsversuch des siebenbürgisch-sächsischen Bauernhofes.

Hermann Phleps

Das Siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus

In drei Jahren feiert die älteste deutsche Ortsiedlung, das Siebenbürger-Sachsenland, sein achthundertjähriges Einwanderungsjubiläum. Diese Siedler kamen vom Mittelrhein, der Mosel und dem Niederrhein. Die der ersten Gegend Entstammenden müssen in der Mehrzahl gewesen sein, da die Sprache, die Anlage des Dorfes sowie des Bauernhofes auf diese Wurzeln hinweisen. Weil das mitteldeutsche Haus auch in den späteren Ortsiedlungen eine bedeutende Rolle spielt, dürfte die Frage, wie dieses damals ausgesehen hat, allgemeine Teilnahme erwecken.

Der stets von neuem zur Prüfung gestellte Abwehrkampf der Siebenbürger Sachsen bewirkte es, daß man in nicht geringer Zahl das aus der Urheimat mitgebrachte Haus in fast unveränderter Gestalt bis zum heutigen Tag zu bewahren suchte (Abb. 1). Wohl kommen

auch niederdeutsche Bauten vor, diese aber in verschwindender Zahl und bemerkenswerterweise hauptsächlich in den Dörfern, wo schon im Mittelalter das Deutschtum den Kriegen und Seuchen unterlag.

Die Anlage der einzelnen Siedlungen folgte der Form des Straßendorfes (Abb. 2). Es rücken Hof an Hof zu geschlossenen Reihen zusammen. In der Mehrzahl führt zu jeder Hofstätte ein hohes Einfahrtstor, nebst einer Gassen-türe. Ihnen kommt dieselbe Bedeutung zu, wie im Reich dem Haus. Bei ihrem Durchschreiten tritt man in den Hof-frieden.

Aus verschiedenen Merkmalen erkennt man: 1. daß ursprünglich das mit der Schmalseite der Straße zugekehrte Wohnhaus etwas abgerückt vom Straßenzau gestanden hat; 2. daß sich, anpassend

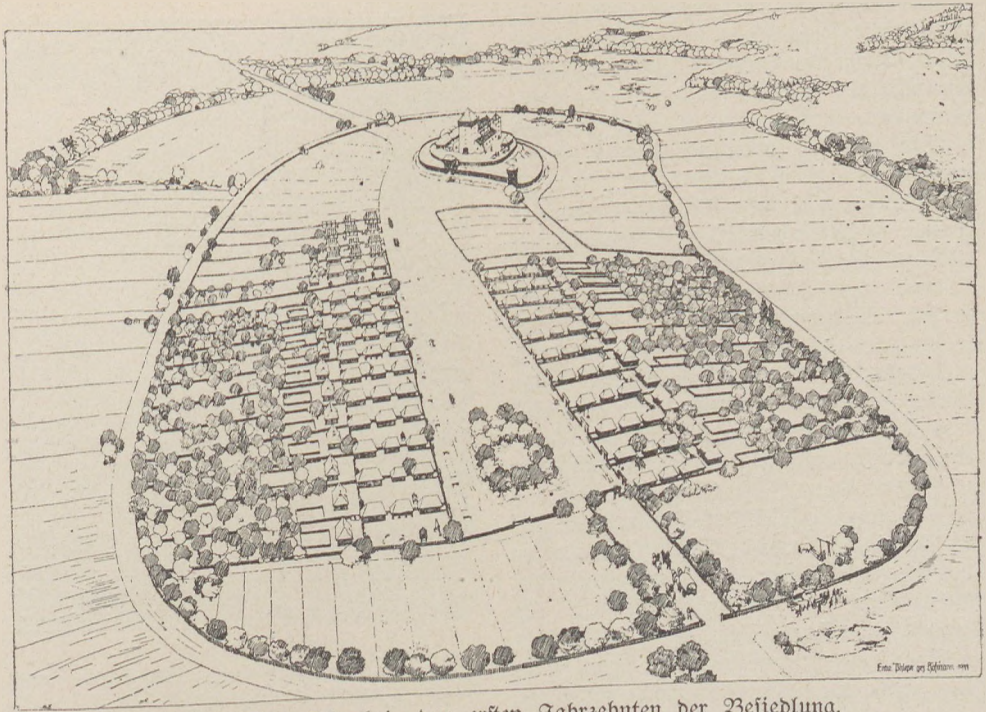


Abb. 2. Groß-Schenk in den ersten Jahrzehnten der Besiedlung.

an seine Längsflucht, ein Schuppen und ein Stall anreichten und diese drei einen Wohnstallhof bildeten, dem man noch einen Schweinestall und hier und da noch ein Bachhäuschen hinzurechnen darf; 3. daß sich diesem, durch einen besonderen Zaun getrennt, ein Scheunengarten mit der Scheune anschloß.

Das Haus war zweizonig (Abb. 3) und bestand aus dem Vorhaus „Hous“ oder „Leif“ mit dem Herd (Abb. 3) und einer Stube „Stuf“ mit dem Ofen (Abb. 3). Das Vorhaus besaß und besitzt heute noch vereinzelt keine Zwischendecke und in diesem Zustand noch keinen Rauchfang. Hieraus erkennt man deutlich die Abtrennung einer mit Decke versehenen Stube aus einem Einraum, in welchem man — so, wie es die „Leges alemanorum“ belegen — beim Augenaufschlag

die Dachsparren sehen mußte. Der offene Herd behielt insoweit noch seine beherrschende Stellung, als von ihm aus der Ofen geheizt wurde. Der Rauch gelangte vom Ofen aus ins Vorhaus und suchte gleich dem Rauch des Herdfeuers über den offenen Dachraum durch eine Luke an der Walmspitze ins Freie zu gelangen. Zur Zeit der Einwanderung besaß das Bauernhaus noch keinen Rauchfang. Er kommt erst, als man auch am Vorhaus eine Decke einschob, als neuer Hausgenosse aufs Dach. Seine früheste Gestalt war die einer geflochtenen Röhre. So heißt heute selbst der gemauerte Schornstein im siebenbürgisch-sächsischen Dialekt „de Kiep“, womit man auch einen großen Tragkorb bezeichnet — ein Wort, das sonst für Schornstein nirgends mehr vorkommt.

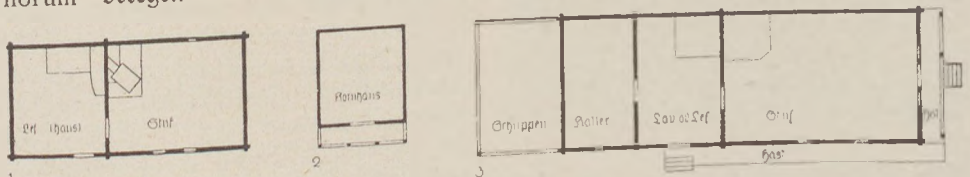


Abb. 3. Grundriß siebenbürgischer Bauernhäuser.

Zweizonige Bauernhäuser sind heute im Reich selten geworden. Man findet sie in geschlossener Zahl in der Gegend von Gießen. Daß diese Form aber während der großen, im 12. Jahrhundert einsetzenden Ausbreitung des Deutschtums die gebräuchliche gewesen sein muß, dafür gibt ein vor kurzem gemachter Fund, der zeitlich mit der Einwanderung nach Siebenbürgen zusammenfällt, den Beweis. Dr. Paul Grimm, Halle, legte in der Wüstung „Hohenrode“ bei Grilenberg im Südharz Teile einer um 1150 errichteten Dorfanlage frei, deren Wohnhäuser in ihrer zweizonigen Raumgestaltung den siebenbürgischen gleichen. Hier liegt der Herd (Abb. 4) jedoch immer in dem größeren Raum. Die Vergrößerung der Stube zum Nachteil des Herdraumes lief gleichen Schritt mit der Vervollkommnung des Ofens (Abb. 5) sowie mit der Steigerung des Wohnbedürfnisses. So gewann die Stube das Übergewicht über den aus der Urzelle hervorgegangenen und heute noch „Haus“ genannten Haus teil. Zuletzt wurde dem Stubenofen ein

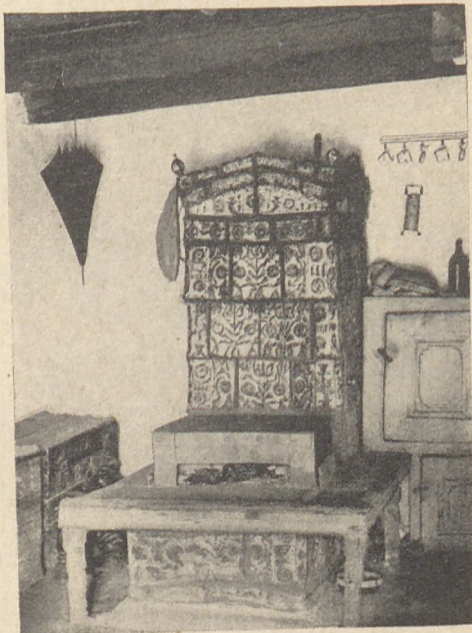


Abb. 5. Kachelofen, sog. Lutherofen aus Botsch im Nösnergau.

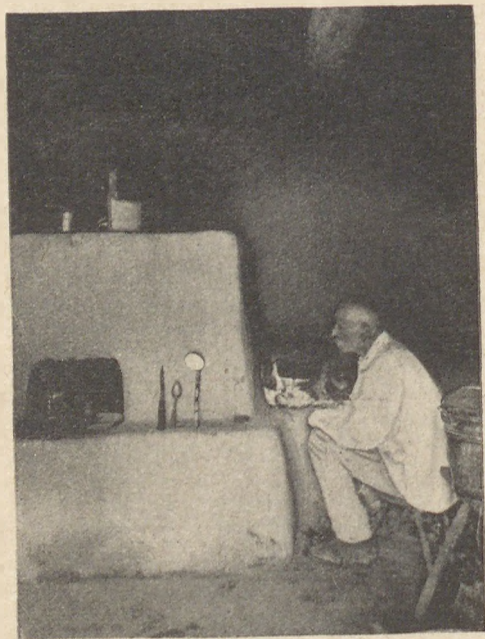


Abb. 4. Offener Herd, angelehnt an einen Backofen.

eiserner Herd angegliedert, der aber nur im Winter Benutzung fand.

Das Wandgefüge des Wohnhauses und sämtlicher anderer Bauten des Hofes glich bis in die kleinsten Einzelheiten der westgermanischen Bauweise mit Ständerwerk und Bohlenfüllung, so wie es im Reich heute noch am Schwarzwaldhaus zu sehen ist. Darüber erhob sich ein Sparrendach mit aufgeklaudem Sparrenfuß, einer kennzeichnend germanischen Dachart. Man wird dabei nicht selten an Bilder gemahnt, wie sie u. a. Bloemaert auf seinen Stichen vom Niederrhein wiedergegeben hat.

In der Weiterentwicklung wird als erstes aus dem Herdraum ein Vorratsraum abgetrennt, der anfangs gleich ihm ohne Decke bleibt, dann überdeckt, sich zu einer zweiten Stube verwandelt. Hier brachten die Eltern ihre alten Tage zu. Ein seitlicher Zugang zum Keller mit dem darüberliegenden Hauseingang macht ein Schuttdach notwendig. Dieses verwandelt sich zu einer Seitenlaube, aus der zuletzt eine Nebenstube herauswächst (Abb. 6). Zuweilen liegt dem Wohnhaus gegenüber



Abb. 6. Bauernhaus aus Rosenau mit Nebenstube und dem hohen überwölbten Einfahrtstor, im Hintergrund die alte Bauernburg.

ein zweizoniges Altgedinge. Man bringt beide unter ein Dach, oder führt dieses auch ohne solchen Nebenflügel allein als Überdeckung der Einfahrt bis zur Nachbargrenze. Bei der Steigerung vom Dorf zum Marktflecken und von diesem zur Stadt wächst das Haus in die Höhe und erhält ein Stockwerk.

Im Nösznergau zeigt das Haus eine besondere Zutat. In dieser nördlichen Siedlungsgruppe trafen die westgermanischen Franken auf Splitter eines ostgermanischen Bruderstammes der Gepiden, die in der Mitte des 3. Jahrh. vom Weichfeldelta aus sich nach Dacien wandten. Von diesen übernahmen sie die Vorhalle und das Kornhäuschen. Es liegt nahe, daß man im starren Festhalten am Altbergebrachten dem Haupteingang seine Lage an der Längsflucht belassen und die ursprüngliche Raumordnung beibehalten mußte. So konnte die Vorhalle nur als ein dem Schmuck dienendes Anhängsel am Haus Anschluß finden.

Einmal übernommen, bleibt sie auch beim Übergang zum Massivbau ihm treu (Abb. 7). Sie steht aber auch hier außerhalb des im Bauernhof herrschenden Lebens und wird eigentlich nur Sonntagnachmittags als Sitzplatz oder hie und da im Hochsommer als Schlafstätte benutzt.

Wir dürfen unsere knappe Beschreibung aber nicht schließen, ohne zuletzt noch einer siebenbürgisch-sächsischen Bauernstube in ihrer heutigen Gestalt einen Besuch abgestattet zu haben (Abb. 8). Sie entbehrt nicht eines malerischen Reizes. Neben dem Kachelofen und dem mit gestickten Polstern überladenen „Paradebett“ wird das Auge von unter der Decke entlang laufenden Bordbrettern mit bunten Tellern und Krügen angezogen. Diese werden nur bei Hochzeiten, Kindtaufen und wenn man einen Angehörigen der Sippe zu Grabe getragen hat, heruntergeholt.

Dem reichsdeutschen Leser möge die der Mehrzahl dieser Häuser eigene Schlichtheit auffallen. Am den kulturellen Leistungen unserer Volksgenossen dort unten voll gerecht zu werden, darf deshalb die Kirchenburg (Abb. 9) nicht ver-



Abb. 7. Bauernhaus mit Vorhalle und Seitenhalle.

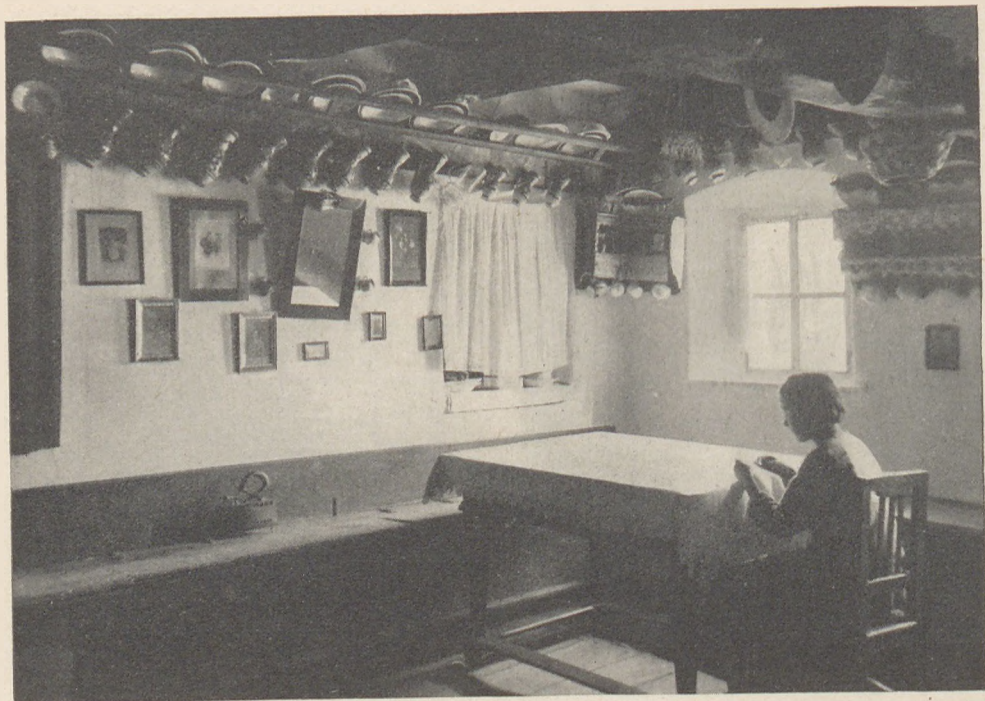


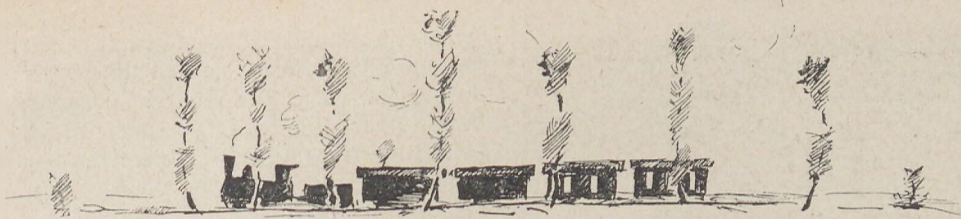
Abb. 8. Bauernstube aus Kelling im Unterwald.

geffen werden, der sich das Dorf anlehnt und an der als dem Schutze und der Erbauung dienenden Gemeinschaftsbau

neben der Opferbereitschaft auch das Streben, das Beste zu leisten, zum Durchbruch kam.



Abb. 9. Kirchenkastell in Schönberg.



Polnische Reise

Zeichnungen und Tagebuchblätter

von Detlef Krannhals

1.

Die Kolejka

Nie und nimmer wäre ich heute darauf gekommen, mit einem derartigen Vehikel in die Gegend hinauszufahren, hätte mich nicht der Anblick einer Lokomotive mit einem messinggeputzten Zylinder, mit einer wunderschönen Pfeife und tütenartigen Schornstein dazu verlockt, mit eigenem Leibe nachzuprüfen, wie es sich mit einem derartigen Instrument, das man von weitem für einen fahrbaren Samovar halten möchte, eigentlich fahren läßt.

Und diese Kolejka verbindet in Rußwien zwei Orte, die mir beide ziemlich gleichgültig waren — aber was hilft's? Der Bahnhof wird durch ein paar Geleise gebildet, auf denen leere Rübenwagen stehen, und durch die Leute, die mitfahren möchten. Als da sind: ein Mann mit einem Beil, eine Bauersfrau, vier Milkannen, ein Schwein und zwei Juden.

Es gibt viele Kolejkas in Polen. Eine beginnt sogar keine fünfzig Schritte vom Ende der vornehmen Ujazdowska-Allee in Warschau. „Kolejka“ mit „Schmalspurbahn“ zu übersetzen, wäre phantasielos. Kolejka ist soviel wie „Bähnle“ im deutschen Süden, nur klappernder, asthmatischer und schmutziger.

Eine Kolejka kann der Stolz der Ortsanfässigen sein, aber auch ihr ständiger Ärger. Immerhin — in jenem Bähnle am Ende der Ujazdowska in Warschau prägt sich, wie in den Warschauer Droschken, ein gewisser Zug zum östlich-konservativen aus und hoffentlich kommt das polnische Verkehrsministerium nie auf den Gedanken, daß sich so etwas wie die Kolejka nach Wilanów im modernen Warschau nicht gehöre. Dazu ist sie viel zu freundlich und gemütlich.

Eben hat es furchtbar gepuffen, dann schaukelt die Kolejka — dann fährt sie mit uns. Mir gegenüber sitzt in diesem engen Abteilchen die Bäuerin. Barfuß patzte sie herein und jetzt wickelt sie den Kopf in das unvermeidliche groß-





farierte Lodzer Umschlagetuch und schläft. Neben sich im Korb hat sie einen rotfiedrigen Hahn, der mit dem heraussehenden Kopf ängstlich Gleichgewicht zu halten versucht, wenn die Krolejka mit halsbrecherischem Rattern ihre schmal-spurigen Kurven nimmt. Außer dem Hahn sitzt noch ein Jude auf der Bank. Auch er ist rotfiedrig. Das schwarze, speckige Käppchen und ein gleicher Raftan geben ihm etwas Wurmartiges. Aber sonst sieht er dem Hahn unheimlich ähnlich.

Felder: flache, ausgebreitete, karierte Schürzen mit vielen Flecken und immer und überall, wohin du siehst, die langen Prozessionen der kujawischen Bäume, die endlosen Zeilen der Krüppelpappeln. Dazwischen die formlosen Flecke zusammengedrängter Dörfer und negerkraal-artiger Strohschober. Holz ist in Kujawien ein seltener Artikel. Pappeln wachsen schnell und gerade — die unteren Äste werden systematisch abgeschnitten oder sonstwie gestohlen und das Land erhält mit den Puschelkronen der hochwachsenden Krüppelpappeln seine ihm eigene Landschaftsprägung — eine beklemmende Weite und Trostlosigkeit.

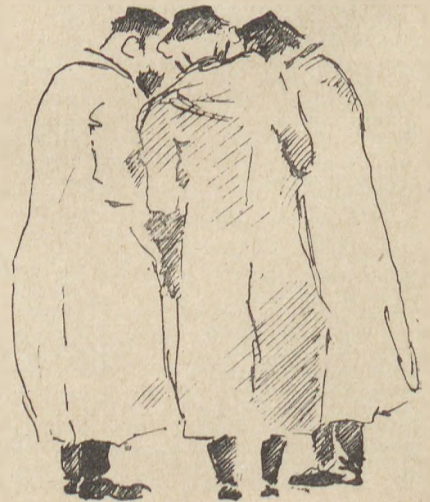
Mit dem Hahn und dem Juden stimmt etwas nicht. Vielleicht lag es daran, daß sich der rote Bart des Juden sträubte, als er das Kinn auf den Stock stützte.

Jetzt beäugen sich beide mißtrauisch mit schiefen Blicken, der eine von unten, der andere von oben. Die Bäuerin schnarcht. Nach einer Weile fallen auch diesen beiden die Augenlider zu, dem einen von unten, dem anderen von oben. Jetzt schlafen alle drei.

Die Krolejka rattert, Baumzweige streifen die Wagendächer. Es pfeift, eine Landstraße wird überquert. Dem Bauern, der auf der Mitte seines langen Wagens sitzt und vorher gemütlich die Beine baumeln ließ, geht ein wenig das Pferd durch. Kinder lachen und winken. Plötzlich macht die Krolejka runks und steht. Ach so, das Städtchen!

Wir klettern herunter. Der Jude mit dem roten Gefieder wird mit lautem Halloh von einem guten Duzend Raftanen, langwallenden Bärten, unwahrscheinlich dicken Judenfrauen und blassen Judenjungen mit kleinen Peieslößchen und viel zu langen, engen Raftänchen abgeholt.

Es ist noch weit bis zur Stadt. Ich erwische einen Bauern, der, wie er erzählt, die Gerste zur Mühle fährt. Bald hat er heraus, daß ich Deutscher bin und fragt nach Hitler. Ich erzähle. „Aber“, meinte er, „ale, bald kommen Rußki, machen Hitler alles . . . bumm, bumm!“ Als ich zweifle, steckt er wortlos den Peitschenstiel in den Stiefelschaft, klemmt den Zügel zwischen die Knie und schlägt sich abwechselnd mit der linken und rechten Hand ins Genick. So hätten es die Rußki im großen Krieg mit ihm gemacht, ja-



wohl mit ihm, — also Ruski machen alles bumm bumm.

Es ist ein polnisches Kleinstädtchen, wie es so viele gibt. Ein weiter Markt mit einstöckigen Häusern ringsum, in der Mitte stehen die dunklen, stinkenden Stände der jüdischen Fleischer. Das Gesicht der Stadt trägt, wie meist in diesen Landstrichen, mehr jüdisches als polnisches Gepräge. Stünde da nicht die einfache, aber schöne und hohe Barockfassade einer etwas bröckligen Kirche, wimmelten da nicht die Wagen und Karren der polnischen Bäuerinnen auf dem Markt, ginge da nicht gemessenen Schrittes unter seinem langen Mühschild ein blauer Polizist auf und ab . . . wer nur in die Häuser und auf die Namensschilder sähe, bekäme nur jüdisches vor Augen.

Cytronstejn . . . Kochenszwalb . . .
Zylbercwajk . . . Norka Zandstajn, ja,
ein Isidor Schneebalg.

Geht man dann durch die Nebenstraßen und kommt an einer Synagoge vorbei, aus der das Plärren und Murren der Betenden, „wie in der Judenschul“, auf die Straße dringt, trifft man mitunter diese Asiatengestalten in ihren früher einmal weißen Gebetsmänteln vor der „Schiel“ auf der Straße oder in den Toreingängen.

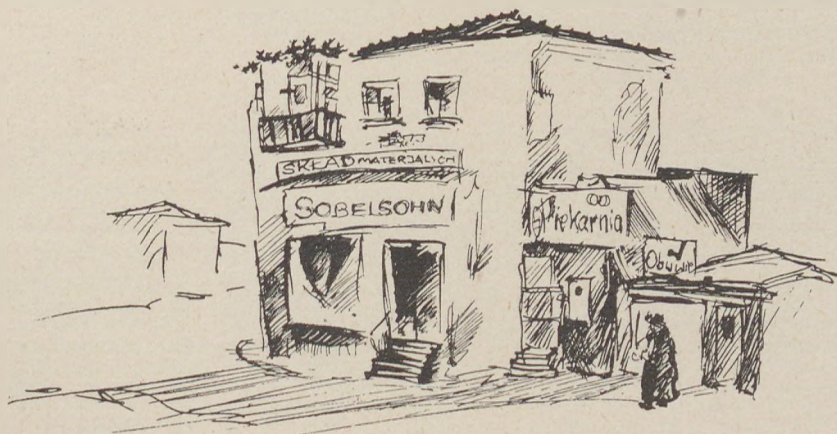
Auf dem Markt drängt sich das schachernde und murrende Gelichter. Immer haben sie in kleinen Gruppen etwas weltbewegendes, in heftiger fremdartig orientalischer Gesteinsreife zu bereden oder zu ver-

handeln. Wer es über sich bringt, näher heranzutreten und einmal in einen solchen Kreis hineinzusehen, kann manchmal feststellen, daß gehandelt wird nicht um der Ware willen, sondern, um den nur dem Juden verständlichen Rißel des Handels-an-sich auszukosten. Denn was ist es anders, wenn man sieht, daß drei Juden beieinander stehen, der eine einen abgeschrittenen blutigen Hahnenkopf hält, ein anderer dagegen vier rostige, krumme dreizöllige Nägel bietet und der dritte sich „vermittelnd“ in den Handel mischt.

Nicht nur die Namen an den Häusern reden von der Verjudung polnischer Kleinstädte. Im Herbst feiern die Juden Laubhütten und die Strenggläubigen bauen kleine wackelige „Laubhütten“, auf die Balkone, aus aufgehobenen Türen, über denen ein Bündel Lannenzweige, manchmal nur grünes Papier prangt. Auch die formlose, verfallende, nur notdürftig zusammengeleimte „Architektur“ dieser Städte hat jüdische Züge. Würfelbauten ohne Gesicht neben ärmlichsten, verfallenden Katen. Talmieleganz neben trassester Armut — alles überzogen von einer Patina aus bröckelnder Lünche, Schmutz, Fett und einem Geruch nach faulem Fleisch und Rieöl.

Guttural und schnatternd tönt das Jiddische. Ein Krüppel ohne Beine bearbeitet, formlose Melodien fallend, eine Zupfleier, ein violetter Dunst überzieht das wimmelnde Marktgetriebe . . .

(wird fortgesetzt)



Ludendorff - ein ostdeutsches Symbol

Unter den unzähligen Nachrufen, die dem großen Feldherrn bei seinem Eingang in Walhall gewidmet worden sind, darf auch ein Wort des Gedenkens von uns, die wir dem Kampf um die Zukunft des Deutschtums im Osten verschworen sind, nicht fehlen. Ludendorff, der in der ehemaligen Provinz Posen geboren wurde, ist ein Sohn unserer Heimat Erde, deren Erhaltung und Sicherung nicht zuletzt sein gigantisches feldherrliches Ringen galt.

„Das Bewußtsein blieb bis in die letzten Stunden erhalten“ — so hieß es in dem ärztlichen Bericht über den Tod des Feldherrn. In diesen trockenen, sachlichen Worten spürten wir noch einmal den Hauch der wahrhaften Größe dieses „deutsehesten Soldaten“, der gleichsam aufrecht in seiner Rüstung stehend wie der alte Frundsberg den Bruder Tod erwartete. Freilich, wer mit den kleintlichen Massen christlich-theologischer Moralbegriffe an die Persönlichkeit des Feldherrn Ludendorff herangeht, der wird diesen Hauch nicht verspüren, der wird das Größte an ihm, nämlich daß „sein Stolz unermesslich war“, wie ein Franzose nach seinem Tode schrieb, niemals erfassen können. Solchen Hirnen wird es auch niemals begreiflich sein, warum dieser Mensch so leidenschaftlich gegen die Befleckung seines Feldherrnschildes durch konjunkturbegeisterte Geschichtsschreiber der Systemzeit ankämpfte, denn sie ahnen die Größe der Ehre nicht. Wo solche weit über die Niederungen des Allzumenschlichen hinausragende Begriffe

gültig sind, kann es nicht liebevolle Wärme sein, wie sie ein Volk oft den Helden seiner Zeit entgegenzubringen pflegt, sondern harte, stolzerfüllte Trauer, die Deutschland an der Bahre dieses Mannes bewegt.

Wir Jungen ehren den ganzen Ludendorff, ganz gleich ob jeder von uns seinen weltanschaulich-religiösen Ideen folgen kann oder nicht. Daß er auch in diesen Dingen kompromißlos blieb, allem taktischen Ausweichen abgeneigt, daß er mit seinem Willen das Ganze des Lebens kämpferisch zu erfassen suchte und der feldherrlichen Leistung, der politischen Tat auch die Konsequenz der inneren geistig-seelischen Haltung entsprechen lassen wollte, — das erst zeigt ihn als Deutschesten der Deutschen, als wahren Germanen.

In einer polnischen Zeitung lasen wir, daß Ludendorff in der Lüneburger Heide ein Stück Land erworben und zu seiner Grabstätte bestimmt habe, ein Land, in dem Ströme von Blut geflossen und viele gefallene Hunnen beerdigt seien. Dort werde der „Neugermane“ oder „Neuheide“ ruhen unter „Borgängern, die seiner würdig waren“. — Das polnische Volk pflegt sich seiner ritterlichen Eigenschaften zu rühmen.

Für jeden von uns, der als Deutscher im Osten steht und für die Zukunft seines Volkes kämpft, ist Ludendorff ein Symbol. Nur wenn wir so hart und klar, so stolz und so kompromißlos sind, wie er, werden wir den Kampf um den deutschen Osten bestehen.

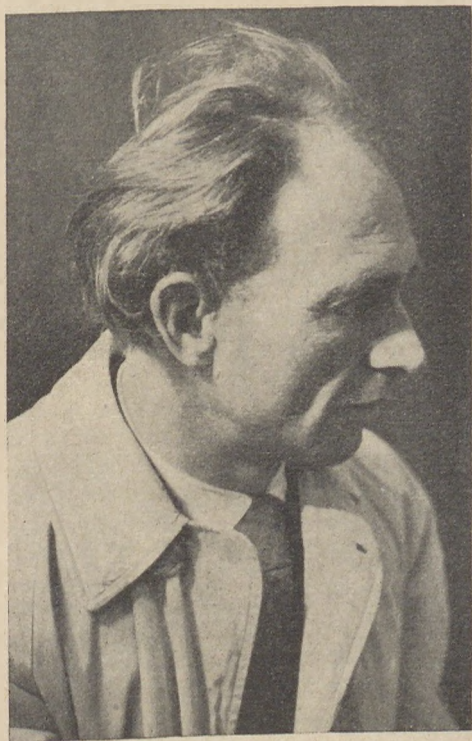
R.H.F.

Als ich im Herbst 1927 zu einer Feier auf dem Schlachtfelde von Tannenberg mit einem höheren Regierungsbeamten durch diesen „Korridor“ fuhr, wobei ich auch über Thorn kam, da wunderte er sich, daß wir stundenlang von Schneidemühl bis Deutsch-Eylau durch von Polen geraubtes Gebiet zu fahren hätten. — Ja, wir Deutschen lernen eben keine Geographie, auch da wo Lebensfragen des Volkes so ernst ins Gewicht fallen. Diese Fahrt durch Thorn und über die lange Eisenbahnbrücke und dann durch bekannte Manöverstrecken, war damals für mich eine tiefschmerzliche Erinnerung.

Erich Ludendorff 1933.

Dichter des Ostens

Paul Brock



Geboren wurde ich um die Jahrhundertwende im jetzigen Memelland.

Mein Vater hatte am rechten Stromufer ein kleines Landgut, das meine Mutter sehr tapfer bewirtschaftete. Er selbst war Schiffer und fuhr vom frühen Frühling bis zum späten Herbst auf seinem Dreimastkahn zwischen Kowno und Danzig. Bei Kriegsbeginn wurden die Planken des Rahnes meine Heimat und das Segeln mein Handwerk.

Mein Weg zur dichterischen Gestaltung war weder gewollt noch schulmäßig vorbereitet; mein ganzes Erleben führte schicksalhaft darauf hin. Die Kindheit zwischen Saatsfeldern und Wiesen, die Erschütterung durch den Krieg, die Jahre der Reise zwischen den Borden eines Rahnes im Sturm und Sonnenschein, das Erlebnis der Frau und das

Suchen nach dem Erleben Gottes ließen in mir die Kräfte reifen, die zur dichterisch-schöpferischen Tat führen.

Meine ersten Arbeiten waren Skizzen und Novellen für Tageszeitungen; das Echo aus dem Leserkreis erschien mir als Berufung zu weiterem Schaffen.

Mein Roman: „Der Schiffer Michael Austry“ war eine Heimkehr zur Landschaft, nachdem ich lange der Großstadt verfallen war; er war mein erstes größeres Werk und wurde zugleich verpflichtend zu meinem dritten Roman: „Der Strom flieht.“ Daß es die ostpreussische Landschaft wurde, war kein Zufall, sondern wesensbedingt, für mich als Gestaltender wie auch für die Gestalten meiner Romane.

Ottfried Graf Finckenstein



Ich habe erst mit zweiunddreißig Jahren angefangen zu schreiben. Vorher hatte ich keine Zeit dazu. Wie viele Menschen meiner Generation — ich bin 1901 geboren — mußte ich erst einmal einen Platz in dem Durcheinander einstürzender Welten und Ideen suchen. Das haben sicherlich die jungen Menschen aller Zeiten getan, aber ich glaube, wir waren so gründlich, weil das Schicksal uns nichts geschenkt hat. Von mörderischer Aufrichtigkeit beseelt, schonten wir weder uns selbst, noch die Umwelt. Wir wollten lieber das Nichts als den verlogenen Schein.

Dabei hätte ich es eigentlich leicht haben können. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen, unter dem langsamen Herzschlag des Ostens, der den Blutkreislauf ganzer Geschlechter einheitlich regelt. Als Kind habe ich diese Zusammenhänge wohl auch gespürt, unbewußt, wie ein Tier sich dem Wetter unterwirft. Der Krieg aber hat den ruhigen Bogen wachsender Erkenntnis abgeschnitten, und 1916 starb mein Vater.

Nach dem Zusammenbruch einer bis dahin selbstverständlichen Ordnung schien nichts mehr davon zu taugen. Unnützer Ballast,

weg damit! Ich sagte es schon, wir waren sehr gründlich, und mit zwanzig Jahren ist man revolutionär aus Selbstzweck.

Ich sollte studieren. Damals gab es für die enttäuschte Jugend nur einen scheinbaren Halt: die ewigen Gesetze der Wirtschaft. Als einzigen Wert dieser Zeit nahm ich die Erkenntnis mit, daß es solche Gesetze nicht gibt.

Es kam Inflation, Stabilisierung, Deflation. Ich erlebte den Wahnsinn des Geldkampfes an seinem Brennpunkt, der Börse. Ich sah 5000 Männer in einem einzigen Raum, zu Klumpen geballt, brüllend, sich zerreißen. Ich brüllte, riß und schwitzte mitten zwischen ihnen. Wir glaubten an den Wert dieser Arbeit und taten auch sie gründlich bis zum Umfallen.

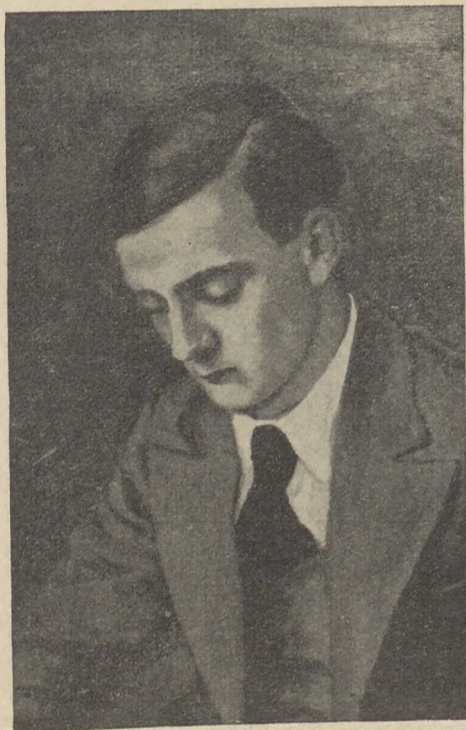
Ich kam durch einen Zufall nach den Vereinigten Staaten, dem Land der Verheißung. Dort lernte ich, daß es etwas Heiliges gibt, einen Inhalt des Lebens, von dem die Neue Welt nichts wußte, weil sie einem Kinde gleich nur nach dem Äußeren griff. Außerdem wurde ich dazu erzogen, Deutscher zu sein, weil ich deshalb angefeindet wurde.

Zurückgekehrt, fand ich die Heimat im Bestreben, alles Amerikanische blind nachzuahmen und wenn möglich zu übertrumpfen. Damals fiel der letzte Halt. — — —

Wir haben wieder glauben gelernt.

Ich lebe heute auf dem Lande. Um mich weht der weite Atem des Ostens, die Kraniche schreien vom Bruch her und das glückselige Lächeln meiner Kinder erhellt das Haus.

Martin Dambß

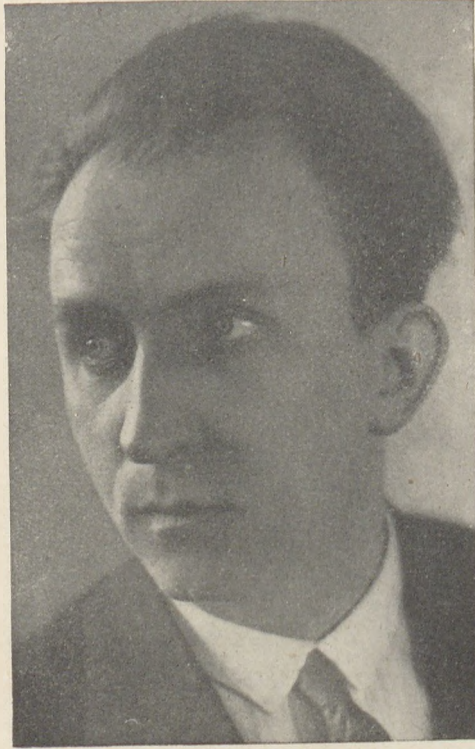


Ich bin am 25. Juni 1910 in der Heiligen-Geist-Gasse in Danzig geboren. Die Kindheit war hart aber glücklich. Die Schule liebte ich nicht. In dem Lesebuch des Waldes und des Meeres, am Bollwerk der großen Schiffe, in den engen Gassen der Stadt gab es mehr zu erleben und zu erlernen als vor dem Katheder des Klassenlehrers. Ich bin auch heute noch dieser Meinung, wenn ich auch feststellen muß, daß ich der Schule manches verdanke. Vielleicht aus dem Charakter und dem Geist meiner Heimatstadt heraus wurde ich Kaufmann. Nach sieben Jahren verließ ich den Kontorschemel, um

das Glück harter und schwerer Arbeit im Hafen und auf dem Bauplatz kennenzulernen. Später arbeitete ich als Berichterstatter für Zeitungen, bis ich zum Danziger Rundfunk als Sprecher und literarischer Mitarbeiter kam. Das „Schreiben“ wurde mir langsam zu einer Notwendigkeit.

Das Schicksal, die Schönheit und die Weite meiner Heimat, hat mich zu einem ihrer Sprecher aufgerufen. Sie ist mir der Inbegriff des Ostens und ich glaube, daß auch die Sonne Deutschlands immer im Osten aufgehen wird.

Herybert Menzel



Alle meine Vorfahren waren Ostdeutsche, sie lebten als Bauern und Schäfer, früher in Schlessien, dann in der Provinz Posen. Ich selbst wurde 1906 in der Posener Kreisstadt Obornik geboren, ich wuchs auf in der kleinen Stadt Tirschtiegel, die jetzt Grenzstadt der Grenzmark Posen-Westpreußen ist. Mein Vater schrieb ihre Chronik. Die Eltern des Vaters wohnten an der russischen Grenze, die der Mutter tiefer im Posenschen. So hörte ich früh die slawischen Gefänge. Uns klangen sie bedrohlich, aber wir sahen ins Land mit dem Stolz derer, die es urbar machten und deren Kultur es trug. Immer hat der Ostdeutsche für das ganze Reich wachsam sein müssen. Der Ostraum schenkte dem Vaterland die großen Heerführer und Politiker, auch bahnbrechende Künstler. Aber:

das Reich wußte zu wenig vom deutschen Osten. So geschah es, daß wir schöne und reiche Provinzen hier verloren — trotz dem opferfreudigen Einsatz des Ostvolkes. Wer im Osten aufwuchs, der kann sich von dieser weiten Landschaft und ihrem Schicksal nie mehr trennen. Wie der Bauer noch urbar machen muß, so wird der Künstler nicht „Goldschmied“ werden. Ich suche in meinen Büchern meiner Heimat Stimme zu geben, in Sagen und Balladen, im Roman und auch in lyrischen Strophen. Die Gedichte und Kantaten, die ich für die Bewegung schrieb, sind auch hier entstanden. Wir stehen in unserer Heimat für das ganze Deutsche Reich, auch für unsere Volksgenossen jenseits der Grenzen.

VOLK UND RAUM IM OSTEN

Das Heimatrecht der Deutschen in Polen

Zwei Argumente sind es, mit denen die deutschfeindliche Propaganda in Polen seit der Errichtung des polnischen Staates gegen das dort ansässige Deutschtum besonders gern arbeitet: erstens wird behauptet, die Maßnahmen gegen den deutschen Besitz stellten lediglich eine „Wiedergutmachung“ dar, und zweitens hätte das Deutschtum in Polen keine Heimatberechtigung, da es ein „zugeströmtes“, also kein erdbundenes Element sei. Mit dem ersteren Argument sind bisher noch alle Enteignungsmaßnahmen begründet worden und wird heute noch besonders die Enteignung des deutschen Grundbesitzes in Posen, Pommerellen und Ostoberschlesien „gerechtfertigt“, während für die Ausschaltung des Deutschtums auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens, die Nichterteilung von staatlichen Konzessionen, die Verwahrung des Zutritts zu öffentlichen Ämtern usw. in der Hauptsache das Argument, es handele sich bei dem Deutschtum um ein fremdes, zugeströmtes Element, Anwendung findet.

Obwohl die verantwortlichen Stellen der Warschauer Außenpolitik bereits mehrfach den Willen bekundet haben, im Interesse der deutsch-polnischen Beziehungen für eine vorurteilslose und gerechte Behandlung der deutschen Volksgruppe in Polen Sorge zu tragen, kann dennoch bisher keine Rede davon sein, daß diese Einstellung sich auch bis zu den ausführenden Organen besonders in den ehemals preussischen Gebieten durchgesetzt hätte. Die Politik, die auch heute noch der *Kattowitzer* Wojewode *Grazynski* gegenüber der deutschen Volksgruppe in Ostoberschlesien betreibt, steht oft in diametralem Gegensatz zu den Grundfäden der Volkstumspolitik, zu denen sich erst am 5. November die polnische Regierung gemeinsam mit der deutschen bekannt hat. In Posen und Pommerellen ist ebenfalls noch keine entscheidende Wendung zum Besseren eingetreten, und in Posen erweckt die Haltung sowohl der nationaldemokratischen, also Oppositionspresse, aber auch der Regierungspresse noch immer den Eindruck, als

wetteiferten beide in dem Bestreben, dem Deutschtum dort jede Daseinsberechtigung abzuspochen.

Gerechterweise muß anerkannt werden, daß in Warschau hier und da eine sachlichere Einstellung gegenüber den Lebensnotwendigkeiten der deutschen Volksgruppe in Polen zu finden ist. Warschauer Regierungsstellen haben in einigen Fällen schon eingegriffen und dem Übereifer der unteren Verwaltungsorgane gesteuert. Aber auch hier ist immer noch eine Grundhaltung zu vermissen, aus der ersichtlich wäre, daß man gewillt ist, die kulturellen Leistungen des Deutschtums in Polen in Vergangenheit und Gegenwart für den polnischen Staat voll anzuerkennen und somit die historische Rolle des Deutschtums als ausgleichende Begründung seiner Daseinsberechtigung und seiner Aufgaben für die Zukunft gelten zu lassen.

Ein Beispiel für viele sei hier angeführt, das zeigt, wie man in den unteren Instanzen jeder Erörterung dieses Themas einfach durch Zwangsmaßnahmen aus dem Wege geht, andererseits in Warschau wohl eine gewisse Neigung zur Aussprache vorhanden ist, sich aber nicht entwickeln kann, da man dort das Eingeständnis längst erwiesener Tatsachen nicht glaubt offen aussprechen zu dürfen.

Im Frühjahr 1937 erschien aus der Feder eines aus der Provinz Posen stammenden und dort bis vor kurzem ansässigen Deutschen, *Hans R. Wiese*, unter dessen besonderer Mitwirkung diese Zeitschrift erscheint, das Buch „*Uns rief Polen! Deutsches Schicksal an Weichsel und Warthe.*“ Das Buch geht von den neuen Grundlagen aus, auf die die deutsch-polnischen Beziehungen durch die Friedenspolitik des Führers, insbesondere durch die deutsch-polnischen Verständigungsabkommen vom Januar 1934 gestellt worden sind. Es behandelt die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart und kehrt dabei in erster Linie die positive Aufbauarbeit des deutschen Elementes

in Polen hervor. An Hand zahlreicher Zitate fast ausschließlich polnischer Wissenschaftler, wird nachgewiesen, daß im Mittelalter wie in der Neuzeit die Deutschen von Polen gerufen wurden, sich dort durch ihre Aufbauarbeit und ihr Wirken zum Wohle des polnischen Volkes Heimatrecht erwerben und sich ihren Besitz und ihr Eigentum in schwerem Ringen gegen die Unbilden der Natur erkämpfen mußten oder es durch unermüdlchen Fleiß erwarben, ohne dabei im geringsten die Daseinsrechte und -Bedingungen ihrer polnischen Umwelt zu schmälern. In dem Buch wird dabei die Tapferkeit des polnischen Volkes in seinem Kampf um die Freiheit voll anerkannt.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten, die dem Vertrieb des Buches in Polen von örtlichen Behörden gemacht wurden, durfte es frei nach Polen eingeführt werden, bis der Wojewode Grazyński im August des vorigen Jahres plötzlich eingriff, das Buch in allen deutschen Buchhandlungen in Ostoberschlesien beschlagnahmte und Haussuchungen nach ihm durchführen ließ und erreichte, daß auch für andere Wojewodschaften Polens ein Verbot dieses zur Förderung der deutsch-polnischen Verständigung bestimmten Buches ausgesprochen wurde.

Kürzlich erst hat nun eine für die Beurteilung des Buches vom polnischen Standpunkt aus immerhin maßgebende Warschauer Stelle zu der Arbeit Wieses Stellung genommen: die „Gazeta Polska“, das Organ der polnischen Regierung, veröffentlichte in ihrer Ausgabe vom 27. Dezember v. J. eine sehr ausführliche Besprechung von „Uns rief Polen!“ Es erübrigt sich, auf Einzelheiten dieser Besprechung einzugehen. Sie ist im allgemeinen als wohlwollend zu bezeichnen, vor allem hinsichtlich der Beurteilung des Tones und der Beweisführung Wieses. Das Blatt bezeichnet Wieses Buch als „der größten Beachtung würdig“, es wird seine „anständige und ehrliche Haltung“ gegenüber der polnischen Geschichte und dem Polentum gelobt und hervorgehoben, daß die Beweisführung „geistreich und geschickt aufgebaut“ ist.

Von besonderem Interesse ist aber, welche sachliche Erwiderung dieses in seiner ganzen Anlage und auch in seinem Titel auf den gegenwärtig von der deutschen Volksgruppe in Polen geführten Daseinskampf zu-

geschnittene Buch in dem polnischen Regierungsorgan findet. Und da muß festgestellt werden, daß die „Gazeta Polska“ jeder klaren Stellungnahme ausweicht. Die geschichtliche Beweisführung wird zum Teil als „überzeugend“ bezeichnet, aber mit dem dann wieder irgendwo geöffneten Hintertürchen, daß ihr nur zuzustimmen wäre, — wenn sie wirklich den Tatsachen entspräche. Und: — „ob Polen die Deutschen wirklich so gerufen hat, wie es der Verfasser will, darüber müssen ihm die polnischen Geschichtswissenschaftler antworten!“ — schreibt die „Gazeta Polska“. Obwohl der Verfasser gerade zum Beweis dieser Tatsache fast ausschließlich polnische Geschichtswissenschaftler angeführt hat!

Es scheint, als wolle man auch in Kreisen, die der polnischen Regierung sehr nahe stehen, jede Aussprache über die Lebensberechtigung der deutschen Volksgruppe in Polen auf historischer und kultureller Grundlage umgehen. Früher lehnte man fast alle von deutscher Seite kommenden Veröffentlichungen dieser Art als „polenresserisch“ ab. Bei dem Buch „Uns rief Polen!“ hat die „Gazeta Polska“ ausdrücklich festgestellt, daß es sich nicht um ein Erzeugnis der „polenresserischen“ Literatur handelt, sondern um eine Arbeit, die dem „ehrlichen Glauben des Verfassers an die Tiefe des Umbruchs, der sich mit dem Nationalsozialismus in den deutsch-polnischen Beziehungen vollzogen hat“, entsprungen sei. Am Schluß des Buches wird aber — gewissermaßen als abschließende Zusammenfassung — ausdrücklich gegen eine im Wortlaut zitierte, offensichtlich von behördlicher polnischer Seite veranlaßte Stellungnahme des Posener Regierungsorganes „Dziennik Poznański“ zur Frage des Heimatrechtes der Deutschen in Polen polemisiert. Gegen eine Stellungnahme, die sich unmittelbar nach Abschluß der Arbeit Wieses auch der Chefredakteur der „Gazeta Polska“ *Miedzinski* zu eigen gemacht hatte und die im wesentlichen eben auch behauptet, die Deutschen seien ein „fremdes“, „zugeströmtes“ Element und die Verringerung ihrer Zahl und ihres Besitzstandes auch durch behördliche Maßnahmen lediglich ein „Akt der Wiedergutmachung“. Die Polemik gegen diese Einstellung ist ein sehr wesentlicher Bestandteil des Buches, — und ihr weicht man polnischerseits aus!

Die seit dem Erscheinen des Buches ver-

flössenen Monate haben für das Deutschtum in Polen keine Erleichterungen gebracht. Andererseits haben die deutsch-polnischen Volkstumsschutz-Erklärungen vom 5. November v. J., die bereits durch das Verständigungsabkommen vom Januar 1934 geschaffene Grundlage einer deutsch-polnischen Annäherung wesentlich erweitert. Vor dem 5. November 1937 zog man sich polnischerseits in Volkstumstragen stets hinter die Feststellung zurück, diese Fragen könnten zwischenstaatlich nicht erörtert werden, da sie rein innere Angelegenheiten der einzelnen Staaten seien. Durch die Erklärungen vom 5. November ist einem höheren, logischerem Standpunkt Geltung verschafft worden. Es wäre deshalb auch an der Zeit, in den Beziehungen zwischen den beiden Völkern noch bestehende Unklarheiten vorurteilsfrei zu erörtern, wie das u. a. auch in dem Buch „Ausrief Polen!“ — selbst nach maßgebendem polnischen Urteil! — deutscherseits bereits geschehen ist, wie wir es aber polnischerseits leider noch immer vermissen.

+

Auch nach der praktischen Seite hin hat die deutsch-polnische Minderheitenerklärung vom 5. November 1937 für die deutsche Volksgruppe in Polen bisher noch nicht die erhofften günstigen Auswirkungen gezeigt. In den lebenswichtigen Fragen ist die Lage der schwer um ihre Existenz ringenden deutschen Volksgruppe vollkommen unverändert geblieben.

Die einschneidenden Bestimmungen des Grenzzonengesetzes, das nicht nur die persönliche Bewegungsfreiheit der Deutschen in den Grenzwojewodschaften erheblich einengt und die Gründung neuer Existenzen durch Erwerb, Pachtung oder Verwaltung von Grundbesitz unmöglich macht, sondern auch für den Übergang von Besitz auf die gesetzlichen Erben eine behördliche Genehmigung vorsieht, sind in dem letzten Punkt für ganz Polen abgemildert worden, ausgenommen sind nur die beiden Westwojewodschaften Pommerellen und Posen. Bei dem immerhin noch beträchtlichen Umfang des hier in deutscher Hand befindlichen Besitzes ist die antideutsche Tendenz des Gesetzes daher unverkennbar. In dieser für den Fortbestand des Deutschtums entscheidenden Frage liegen in mehreren Fällen von Erbgang bereits

negative Entscheidungen der Wojewodschaftsbehörden vor, in denen den Nachkommen die erforderliche Genehmigung zur Übernahme der elterlichen Wirtschaft versagt worden ist.

+

Vom Posener Bezirksgericht wurden 50 deutsche Eltern aus Neutomischel im Februar zu hohen Geldstrafen verurteilt, weil sie ihre schulpflichtigen Kinder nicht in die polnische Staatschule geschickt hatten. In Neutomischel steht seit 1933 ein vom Deutschen Schulverein erbautes neues deutsches Schulgebäude leer, weil die Behörde nicht die Genehmigung zur Eröffnung des Gebäudes erteilte, obwohl die Beseitigung der beanstandeten Baumängel längst zugesagt worden ist. Nachdem der deutschen Schule die Benutzung eines leerstehenden polnischen Schulgebäudes entzogen worden war, hofften die deutschen Eltern, daß nach der deutsch-polnischen Minderheitenerklärung vom 5. November das neue deutsche Gebäude doch noch zugelassen werden würde. — Jetzt müssen sie insgesamt 2 Zloty pro Kind und Monat, das sind insgesamt 2600 Zloty Strafe zahlen und ihre Kinder dennoch in die polnische Schule schicken.

+

Während in Deutschland sofort nach Veröffentlichung der Minderheitenerklärung 18 wegen politischer Verfehlungen verhaftete Polen in Freiheit gesetzt worden sind, sind in Polen drei verhaftete Schriftleiter der Rattowitzer Zeitung erst am 15. November und die letzten drei der von 22 verhafteten jungen Deutschen, die in Konitz wegen Teilnahme an einem Arbeitslager und nationalsozialistischer Betätigung zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt worden waren, sogar erst am 24. Dezember freigelassen worden, ohne daß in beiden Fällen das Verfahren niedergeschlagen worden ist.

+

Nach dem Erlöschen der Genfer Konvention sind in Polnisch-Oberschlesien die früher bestehenden gemischten Sprachprüfungs-kommissionen durch rein polnische ersetzt worden, deren Arbeit in letzter Zeit außerordentlich starke Nachteile für das Deutschtum ergeben hat, da einer größeren Zahl von deutschen Kindern der Besuch einer deutschen Schule verwehrt worden ist.

+

Obwohl die evangelischen Polen in der Wojewodschaft Schlesien nur eine unbedeu-

tende Minderheit sind, hat der schlesische Wojewode Grażyński den aufgelösten deutschen Kirchenrat der evangelisch-uniierten Kirche zunächst durch vier Polen ersetzt und später noch drei Deutsche in den Rat berufen, die von der deutschen Volksgruppe jedoch nicht als Deutsche betrachtet werden. Im Zusammenhang mit dem Kampf gegen die deutsche evangelische Kirche ist vier deutschen Pfarrern die polnische Aufenthaltsgenehmigung entzogen worden, zwei andere wurden ihres Amtes enthoben.

+

Ein Teil der polnischen Presse richtet in den letzten Wochen vollkommen grundlose Angriffe gegen die in Ostpolen wohnenden Deutschen und fordert auch für dieses Gebiet eine Neuordnung der evangelischen Kirchenverhältnisse nach dem oberschlesischen Muster sowie die Polonisierung einiger noch übrig gebliebener alter deutscher Ortsnamen.

+

Nach deutschen Feststellungen erhalten in Kongresspolen nur 1000 deutsche Kinder Unterricht in öffentlichen Schulen mit deutscher Unterrichtssprache, 20 000 Kinder

haben nur 2—4 Stunden wöchentlich Unterricht in der deutschen Sprache, 5000 Kinder hören nur einige untergeordnete Fächer in der deutschen Sprache, 6500 Kinder erhalten keinen deutschen Religionsunterricht mehr und 17 000 sind ohne jeden deutschen Unterricht.

+

Die deutsche Kolonie Topcza in Wolhynien hat seit Juni 1936 die Bestätigung ihrer neuerbauten Schule nicht erlangen können. 80 deutsche Kinder müssen die in ungesunden Räumen untergebrachte polnische Staatsschule besuchen. Auch die wolhynische Kolonie Neuborf darf ihre 1933 erbaute Schule nicht benutzen. Das Schulhaus ist versiegelt worden. Über 100 deutsche Kinder sind infolge dieser unverständlichen Maßnahme der polnischen Schulbehörden ohne jeden Unterricht.

+

Die etwa 1000 Personen zählenden Wilnaer Deutschen haben einen deutschen Jugendverein gegründet, dem jedoch die behördliche Genehmigung versagt worden ist. Ein neuengerichteter Lesesaal muß der Jugend als notdürftiger Ersatz dienen.

Prag und der Vatikan

Am Anfang dieses Jahres gab es nicht nur einen großen Kirchenfegen des Hl. Vaters in Rom für die Völker dieser irdischen Welt, sondern auch einen Ordensfegen für ihre Staatsmänner. Unter den Ausgezeichneten befinden sich jetzt auch die Staatsmänner der Tschechoslowakei, nachdem päpstliche Huld vor ihnen einige hohe Polizeibeamte in der Tschechoslowakei ausgezeichnet hat. Diese Ordensauszeichnung ist das letzte Glied in der Reihe der Sympathiebekundungen des Vatikans für das alte „Reherland“ Böhmen und seinen staatlichen Anhang.

Die Beziehungen zwischen Vatikan und dem neugegründeten tschechoslowakischen Staat gestalteten sich bis vor wenigen Jahren sehr schwierig. Über dem neuen Staat lag der Schatten der hussitischen Bewegung. Die Tschechen werden es der Romkirche niemals verzeihen, daß sie vor mehr als 500 Jahren ihren Nationalheros Johannes Hus verbrannt hat, der bekanntlich nicht nur gegen die Mißstände innerhalb der katholischen Kirche auftrat und eine Reformation nach

den Glaubenssätzen Wiclifs durchführen wollte, sondern auch jene deutschfeindlichen Maßnahmen des böhmischen Königs Wenzel IV. durchsetzte, die 1409 die Professoren und Studenten der 1348 in Prag gegründeten ersten deutschen Reichs-Universität veranlaßten, der Stadt und der alma mater Pragensis Valet zu sagen. Gerade wegen seines Deutschenhasses steht der Magister Johannes Hus bei den Tschechen hoch im Kurs. Sein Denkmal steht trotzig vor der Teynkirche in Prag als Wahrzeichen des tschechischen Nationalismus.

So kam es, als sich den Tschechen 1918 die Tore zur staatlichen Selbständigkeit geöffnet hatten, zunächst einmal zu einem Massenabfall von der allein seligmachenden Kirche. Im Rausche ihrer Begeisterung stürzten sie nicht nur die Standbilder der Habsburger und Symbole der in den Strudel der Vergangenheit versunkenen Donaumonarchie, sondern auch die Statuen und Standbilder katholischer Kirchen-Heiliger. Im Vatikan horchte man erschreckt auf, als

den Meldungen über diese Vorgänge bald auch noch Nachrichten von Enteignungen von Kirchengütern folgten.

Die zunehmenden Spannungen führten zum offenen Konflikt, als die Prager Regierung den Todestag Johannes Hufz zum Staatsfeiertag erklärte und die Prager Regierung ihre Teilnahme an den Feierlichkeiten des 6. Juli 1925 zusagte.

In den frühen Morgenstunden dieses Sommertages geht der päpstliche Nuntius von seinem Palais über den Burgplatz bis an den Rand der breiten Burgmauer. Hier bietet sich ein herrlicher Blick über das Dächergewirr der Prager Altstadt, die Brückenbogen über die Moldau bis auf die Höhen der Weinberge. Seine Augen aber suchen etwas anderes als die Schönheit der Stadt: die Flagge des Staates, die gewöhnlich auf dem Dache des alten böhmischen Königsschlusses hochgezogen ist. Aber er fand die alte Hussitenfahne mit dem roten Kelch wehen. Darin sah er den Entschluß der Prager Regierung entgegen den Warnungen Roms, sich doch offiziell an den Hussifeierlichkeiten zu beteiligen. Als er wieder in sein Palais zurückgekehrt war, fand er eine Einladung des damaligen tschechischen Außenministers Dr. Benesch zu einer Aussprache vor. Er folgte ihr. Eilenden Schrittes kam er den Weg zum Außenamt. Hier erwartete man ihn bereits. Dr. Benesch kam dem päpstlichen Nuntius bis an die Türe seines Empfangssalons entgegen.

„Erzellenz, ich habe Sie zu mir gebeten, weil ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe! Wir wollen tolerant sein gegen alle, wir wollen die Gefühle der Katholiken und der Nichtkatholiken respektieren; ich verlange den gleichen Respekt und die gleiche Toleranz auch vom Vatikan!“

„Ich habe leider meine Weisungen! Hier auf diesem Palaste ist die Fahne des Magisters gesetzt, drüben auf dem Berge Žižka, des hussitischen Feldherrn, leuchtet in roter Flamme der blutige Kelch. Prag ist hussitisch, ist gegen Rom. Sie wissen, Herr Minister, daß der Herr Kardinal-Staatssekretär die Tatsache, daß diese Feier unter dem Protektorate des Herrn Präsidenten und unter dem Vorsitz des Herrn Ministerpräsidenten stattfindet, als eine Beleidigung des Heiligen Stuhles bezeichnet hat!“

„Wir beleidigen niemand, wir ehren nur

einen Helden! Ich fürchte die Folgen, welche eintreten können, wenn sich der Vatikan zu Maßnahmen entschließen würde, die unser Verhältnis zum Hufzproblem nicht berücksichtigen würden. Sie wissen doch . . .“

„Ich weiß alles. Aber in Rom sieht man die Dinge anders. Ich habe Auftrag, Prag noch heute zu verlassen, wenn sich Ihre Regierung nicht im letzten Augenblick entschließen wollte, von ihrem Plane abzugehen!“

Nach einer Pause: „Man spielt nicht mit der Kurie, Herr Minister!“

Fast drohend klangen die Worte des päpstlichen Gesandten.

„Es läßt sich nichts mehr ändern, Erzellenz! Der Präsident wird nicht absagen. Es täte mir leid, wenn man uns in Rom nicht verstände. Hufz ist ein Heiliger des Volkes; wir können nicht anders. Aber ich bitte Sie, noch einmal telegraphisch nach Rom zu berichten. Vielleicht . . .“

Der Nuntius Marmaggi erhob sich:

„Raum! Mein Amt ist beendet . . .!“

Als die Straßen des hunderttürmigen Prags vom Jubel der feiernden Bevölkerung wiederhallte, fuhr der römische Nuntius durch die stillen Gassen zum Bahnhof.

Lange Zeit blieb die Nuntiatur unbefetzt und auch der Nachfolger Marmaggis verließ nach einigen Jahren wieder seinen Wirkungskreis.

Inzwischen zeigt sich in der tschechischen Außenpolitik die bedeutsame Zuehr zu Sowjetrußland, die in den Abschluß eines Militärpactes und Kultur-Abkommens mündete. Wenige Wochen nachher weilte zum erstenmal seit einem halben Jahrtausend ein päpstlicher Legat im alten böhmischen Reherland in Gestalt des — Pariser Erzbischofs: Kardinal Verdier. Den äußeren Anlaß und die kirchliche Kulisse, hinter der sich die politische Flurbereinigung zwischen Prag und dem Vatikan unter französischer Vermittlung vollzog, bildete der 1. Gesamtstaatliche Katholikentag in der Tschechoslowakei.

Während also die Katholiken in den vielen Sprachen dieses Staates ihre Kirchenlieder singend durch die winkligen Gassen von Kirche zu Kirche und von Heiligtum zu Heiligtum ziehen, die frommer Bürgerfium hier in der alten Moldaustadt aufgestapelt hat, da versicherten die römischen Kardinäle den Freimaurern vom Gradschin ihre Zustimmung zum Bund mit dem Bol-

schewismus und erhielten dafür zunächst einmal beschlagnahmte Kirchengüter zurück-erstattet.

Darüber hinaus fand man sich in der gemeinsamen Bekämpfung des Nationalsozialismus und Faschismus zusammen, um den Donauraum möglichst umfassend im Genfer Geist zu organisieren und sicherzustellen.

Die vor kurzem vom Vatikan verlautbarte „Diözesanordnung für die C. S. R.“, die Abgrenzung der Bistümer dieses Staates nach außen und innen, ist das formale Ergebnis des Einverständnisses zwischen der römischen Kurie und der Prager Burg. Die Hintergründe sind tief gestaffelt. Tschechische Zeitungen schreiben darum, daß der Vatikan mit dieser Aktion die Grenzen der Moldaurepublik gleichsam gesegnet habe, und knüpfen die Hoffnung daran, daß Prag wiederum ein tätiges und pulsierendes Herz des Katholizismus in Mitteleuropa werde. Man verschweigt es oder hält es für überflüssig zu sagen, daß dieses Herz selbstverständlich gegen Deutschland zu schlagen habe.

Über Prag ist das politische Dreigestirn Juden — Freimaurerei — und Jesuitentum eine klare Erscheinung geworden. In dem Händedruck, den der Jesuitenprofessor Muckermann und der Hochgrads-Freimaurer Dr. Benesch nach einem deutschfeindlichen Vortrag des päpstlichen Ratgebers gewechselt haben, lag eine Symbolik des augenblicklichen Verhältnisses zwischen Prag und Vatikan, das durch die zahlreichen Sympathiegebungen der letzten Zeit ihre grelle Beleuchtung erfahren hat.

*

Die englische Zeitschrift „Daily Mirror“ (Tagespiegel) brachte in Form eines Märchens eine parodistische Schilderung der tschechoslowakischen Bündnisverträge. Nach dem einem Bilde eines Liebespaares beigefügten Text, auf dem ein Herr Frosch Frankreich und ein Fräulein Schachmatt die Tschechoslowakei darstellt, liebt der Herr Frosch angeblich keine tugendhafte Frau, sondern er jagt hinter Dutzenden von europäischen Landstreicherrinnen her. Fräulein Tschechoslowakei wurde, wie es in der Parodie heißt, durch den Friedensvertrag im Jahre 1919 geboren und wuchs seit dieser Zeit zur größten Dirne heran. Im Jahre 1918 seien alle noch wie Verrückte gewesen,

und als sich der Kriegsruch verflüchtigt habe, sei sie schon fest inmitten Europas gefessen. Ihr ernsthaftester Liebhaber sei der alte Herr Frosch (Frankreich), der dem Mädchen (Tschechoslowakei) Millionen für Kanonen gegeben habe. Die französischen Generale hätten sich in diesem Lande angesiedelt und einer von ihnen (Gen. Faucher) sei dort verblieben. Aber die Zeiten änderten sich und die Nachbarn hätten lüstern nach dieser „Landstreicherin“ geschickt. Und so werde aus diesem Lande der Schlüssel zum europäischen Krieg. Mr. Bull (der Engländer) habe gewünscht, daß Herr Frosch schon endlich mit dieser Liebelei und Geld auf Kanonen zu geben, aufhöre. Und noch ein Onkel, Herr Rot (Sowjetrußland), habe sich auch danach gesehnt, ihr Liebhaber zu werden und so sei das Bündnis Frankreich-Tschechoslowakei-Sowjetrußland entstanden.

Man ist in der Tschechoslowakei mit dem Vergleich des Landes mit einer anlehnungsbedürftigen Landstreicherin nicht sonderlich erbaut. Das ist begreiflich, denn wer liebt schon eine Demastierung in dieser Welt, die nun einmal betrogen sein will.

*

Demokratie ist nach Prager Definition nicht nur Diskussion, sondern auch der erklärte Ausdruck politischer Schicksalsgestaltung. Man mokiert sich daher in der Prager Presse über den „soldatisch-rauen Ton“ und die „Verwilderung der politischen Sitten“ anderwärts und verweist mit bekannter Selbstüberhebung auf die gepflegte Humanität in der eigenen Staatlichkeit.

Der Führer der Slowaken, Pater Hlinka, veröffentlichte vor kurzem in der Prager „Bohemia“ einen Artikel, in welchem er sich scharf gegen die Fiktion von einer tschechoslowakischen Nation wandte. Nunmehr antwortet ihm der tschechoslowakische Justizminister, Dr. Ivan Derer, der ebenfalls von Geburt Slowake ist, in der gleichen Zeitung in einer Art und Weise, die von dem Niveau eines Mannes zeugt, der immerhin durch die Regierung, der er angehört, Einfluß auf die europäische Schicksalsgestaltung nehmen darf. Aus knapp 20 Zeilen Zeitungstext bietet sich folgende lesenswerte Auslese an schmückenden Beiwörtern dar:

„Heute unterliegt Hlinka einer Clique von

unerfahrenen politischen Laus- und Rohbuben . . .“

„ . . Die Laus- und Rohbubenpolitik verursacht auch im deutschen Lager Schwierigkeiten . . .“

„ . . weshalb im tschechischen Lager die Laus- und Rohbubenpolitik nicht durchbringen konnte . . .“

„ . . ist im Geiste Masaryks jeder radikal sich gebärdenden Laus- und Rohbubenpolitik abhold . . .“ (!)

„Nicht auf der Grundlage des laus- und rohhubenhaften Draufgängertums werden die Probleme dieses Staates gelöst . . .“

Das also ist die veredelte demokratische Diskussionsform, die so überzeugend wirkt.

*

Da ist in irgendeiner sudetendeutschen Stadt ein Lehrer, der unter seinen Schülern auf Zucht und Ordnung hält. Dann und wann lehrt er ihnen auch einmal die Taschen um, um nach verbotenen Sachen zu stöbern, als das sind: Froschpreller, Schleudern u. a. Dinge mehr. Drei tschechische Kinder hat der Lehrer in seiner deutschen Klasse. Zart behandelt er sie und viel zuvorkommender, als die deutschen Kinder, um nur ja keinen Anlaß zu irgendwelchen Hehereien zu geben. Aber dann geschieht es, daß der Lehrer bei

einem tschechischen Jungen einen Brief findet, den dieser tschechisch an seinen Freund schrieb und der in deutscher Sprache folgenden Wortlaut hat:

„Lieber Freund! Wie geht es Dir? In . . . sind lauter wütende Deutsche. Ich und Jaro o h r s e i g e n sie aber nur so ab. Auch unser Lehrer und Oberlehrer sind verbissene Deutsche. Wir hassen sie deshalb. Die Kinder sind so blödd, daß wir überhaupt nicht mit ihnen spielen können. Hast Du auch schon ein Mädchen?“

Die Überraschung jenes sudetendeutschen Lehrers kann sich jeder vorstellen. Täglich gab er den drei tschechischen Kindern Übersetzungen auf, verbesserte sie in seiner Freizeit, erklärte ihnen die Aussprache, er half, wo er nur konnte, damit sie die deutsche Sprache so leicht als möglich erlernten. Raum 14 Jahre sind die tschechischen Kinder und schon tragen sie einen entsetzlichen Haß gegen alles Deutsche in sich. Und von selbst zwingt sich die Frage auf, wie es einmal zu einer Verständigung zwischen Sudetendeutschen und Tschechen kommen soll, wenn sich der Haß in einem solchen Ausmaße schon in die Seelen der Jugend gefressen hat.

Kurt Vorbach.

Osterreichdeutsche Schriften

„Wenn wir heute nach den inneren Kräften des deutschen Volkstums fragen, so wird die Antwort nur auf einer wahrhaft gesamtdeutschen Schau gefunden werden können. Unlöslich verbunden mit dem Volkstum der Heimat steht das deutsche Leben jenseits der Reichsgrenzen da, dem Binnendeutschen oft zu wenig bekannt und in seiner Bedeutung als organischer Teil des gesamten Volkslebens zu wenig gewürdigt.“ Mit diesen Worten leitet der Eugen Diederichs Verlag eine neue Schriftenreihe ein, von der bisher sechs Bändchen herausgegeben sind. Vier davon scheinen uns besonders geeignet, die Zielsetzung dieser Reihe erkennen zu lassen. Die Bedeutung, der Kampf und das staatenbildende Element der Deutschen im Südostraum wird uns noch einmal klar vor Augen geführt. Durch die Mitarbeit wirklich hervorragender und im Geistesleben an erster Stelle stehender Wissenschaftler und Schriftsteller wird das Bild klar, wahr und gültig,

das hier vom österreichischen Deutschtum gegeben wird. An der Spitze der Reihe steht natürlich und selbstverständlich die Schrift des großen Wiener Historikers Heinrich von Srbik „Die Schicksalsstunde des alten Reiches“ (Österreichs Weg 1804—1806). In meisterhafter klarer Knappheit rollt Srbik in wenigen Kapiteln die unmittelbaren Geschehnisse vor der Niederlegung der deutschen Kaiserwürde durch Franz II. am 1. August 1806, ab. Mit der Srbik eigenen klaren Beurteilung der Quellen werden noch einmal die in dynastischen Interessen, völkischem Mißverständnis und kleinstaatlicher Eigenbrödelei verankerten Ursachen dieses tragischen Schrittes dargelegt. Napoleons harter Entschluß, als selbstbestimmter Nachfolger der Kaiserwürde Karls des Großen keine ältere Kaiserwürde neben sich zu dulden, findet in dem absterbenden Reichs- und Nationalgefühl bei den Deutschen jener Zeit den Nährboden, der zur endgültigen Abdikation

führte. Aber Erbit blieb nicht nur bei der Schilderung der Voraussetzungen zu der Niederlegung der Kaiserkrone, bei Dalbergs Verrat, sowie bei den Sonderinteressen des Habsburger Hauses stehen, die Napoleon die Erpressungen erleichterten, sondern zeigt im Schlußkapitel „Der Nachhall“ auch die Stimmung des deutschen Volkes und seiner verantwortlichen Männer auf, die dem fernem Betrachter von heute beweisen, daß der Volksgedanke nicht erstorben war. Freilich, die Mahnung des letzten Vasa-Königs Gustav IV., der schon gegen die Verletzung der Souveränität des Reiches als Lehnherr von Vorpommern Einspruch gegen die widerrechtliche Verhaftung des Herzogs von Enghien durch napoleonische Truppen machte und auch in Regensburg den Antrag stellte, „die Erbkaiser-Erklärung Österreichs als einen Beratungsgegenstand der Reichsversammlung vorzulegen, damit die sämtlichen Mitglieder die Gelegenheit erhalten, ihre auf die Konstitution gegründeten Gedanken zu äußern“, da der staatsrechtliche Akt des Hauses Österreich nach des Königs Meinung „in untrennbarer Gemeinschaft mit der Zusammensetzung des Deutschen Reiches selbst stehe“, blieb ungehört. Ebenso kam es nicht zur Durchführung des Protestes „ihrer Regierungen gegen die rechtswidrige Anmaßung einer fremden Macht und einzelner Reichsstände“ durch die Gesandten von Mecklenburg und Holstein. Aber Schleiermachers Gewißheit, „daß Deutschland der Kern von Europa in einer schöneren Gestalt wieder sich bilden werde“ blieb, und auch der Glaube, den König Gustav von Schweden als Herr von Vorpommern aussprach, „wenn die heiligsten Verbindungen, welche mehr als 1000 Jahre hindurch das deutsche Reich zusammenhielten, jetzt aufgelöst werden, so kann doch niemals die deutsche Nation vernichtet werden...“

Trotz der Niederlegung der Kaiserkrone und der Abspaltung der österreichischen Erblande vom Reich, trotz der Gründung des Rheinbundes unter der Oberhoheit Napoleons, der sich „für den Augenblick“ . . . mit dem Titel „eines Kaisers der Franzosen und eines Protektors des Rheinbundes zufrieden“ gab, entstand Jahrzehnte später das zweite Reich und das Bündnis

zwischen Deutschland und Österreich. Die Kenntnis der Schrift von Erbit vorausgesetzt, gibt der zweiten Schrift von Gerhard Neumann „Saint-Germain“ noch tiefere Bedeutung. Die Gedanken und Ideen Napoleons sind nicht so Wirklichkeit geworden, wie es Frankreich gern gewollt hätte. Darum wird Österreich 130 Jahre später im Frieden von Saint-Germain noch einmal der Anschluß an das deutsche Mutterland verboten. Wichtig ist der Beschluß der konstituierenden Nationalversammlung vom 12. März 1919 „Deutsch-Österreich ist ein Bestandteil des Deutschen Reiches“; denn der Artikel 88 des Friedensvertrages von Saint-Germain bestimmt „die Unabhängigkeit Österreichs ist unabänderlich, es sei denn, daß der Rat des Völkerbundes einer Änderung zustimmt. Daher übernimmt Österreich die Verpflichtung, sich außer mit Zustimmung des gedachten Rates jeder Handlung zu enthalten, die mittelbar oder unmittelbar oder auf irgendwelchem Wege namentlich — bis zu seiner Zulassung als Mitglied des Völkerbundes — im Wege der Teilnahme an den Angelegenheiten einer anderen Macht seine Unabhängigkeit gefährden könnte“. Hundert Jahre nach der Niederlegung der deutschen Kaiserwürde wird nun nochmals eindeutig das deutsche Land zerschnitten. In Neumanns Darstellung gehen klar die Rechtsbrüche hervor, die durch die Abtretung der deutschen Gebiete an die Tschechoslowakei, an Ungarn, Jugoslawien usw. am Deutschtum Österreichs durch den Vertrag von Saint-Germain vorgenommen wurde. Noch einmal wird uns die Härte, die Unversöhnlichkeit und die gegen alle primitivsten Friedensregungen verstoßenden Bestimmungen des Vertrages von Saint-Germain klar vor Augen geführt. Der wichtigste deutsche Bestandteil im Südostraum wird zersplittert und auf fünf Staaten verteilt, ohne irgendwelche Befragung, die nach den 14 Punkten von Wilson eigentlich völkerrechtliches Gesetz gewesen wäre. Aber nicht genug damit. Diesem Reststaat Österreich und auch Ungarn wurde im Friedensvertrag von Saint-Germain (für Ungarn in dem von Trianon) die Schuld am Kriege zugeschoben und ihnen allein die Wiedergutmachung auferlegt. Die anderen aus dem Gebiete der alten österreichisch-ungarischen Monarchie hervorgegangenen Staaten sind Siegerstaaten geworden. Wie groß aber gerade

dieses Unrecht war, geht wiederum aus der Schrift des österreichischen Generals Carl von Bardolff „Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg“ hervor. Obwohl es in der österreichisch-ungarischen Wehrmacht nur 25 % Deutsche gab, so fielen von 1000 Deutschen des österreichischen Heeres 29,1 (im Deutschen Reich betrug die Zahl 27,8) davon in Vorarlberg, Tirol, Salzburg, Deutsch-Böhmen 34—37, in Kärnten über 37, und in Deutsch-Mähren erreicht die Gefallenenziffer sogar 44.

Bardolff schildert in seiner Schrift fern von jedem Byzantinismus mit zahlreichen Belegen und zahlenmäßigen Beweisen den Einsatz des österreichischen Heeres, ohne dabei nur an einer einzigen Stelle eine Herabminderung der deutschen Truppenteile, die in österreichischen Armeeverbänden kämpften, zugunsten Österreichs vorzunehmen. Ja, er zeigt deutlich die gute Zusammenarbeit der beiden Heere auf, ohne aber zu verschweigen, daß manche Fehlentscheidungen hätten vermieden werden können, wenn schon vor dem Kriege deutsche Offiziere in engerem Kontakt zum österreichischen Heere und auch umgekehrt österreichische Offiziere zur deutschen Armee gestanden hätten.

Diese Schrift zerbricht durch eindeutiges Beweismaterial, durch eine klare Darstellung des Stoffes alle herabmindernden Legenden vom „Kamerad Schnürschuh“ und vom „Marmeladebruder“. Die Waffenbrüderschaft des deutschen Heeres und des österreichischen wird uns hier noch einmal in ihrer Erhabenheit vor Augen geführt, und mit Recht konnte von Bardolff das Werk des Kriegsarchivs zitieren, in dem zu lesen ist: „Die Deutsch-Österreicher dürfen für sich den Ruhm geltend machen, daß sie den Staat, den sie vor allem gründen und tragen halfen, bis zuletzt mit dem Aufgebot der äußersten Kräfte verteidigt haben, und daß sie in ihrer Kampfschlossenheit und ihren Opfern allen anderen Völkern der Monarchie vorangegangen und gewiß auch gegenüber den Brüdern im deutschen Reiche nicht zurückgeblieben sind.“

Wie die Schrift von Bardolff auf jeder neuen Seite Mißverständnisse und vorschnelle Urteile aufzuheben weiß, so gibt auch Bruno Brehms „Wien, die Grenzstadt im deutschen Osten“ ein neues und gütiges Bild. Ein ehemaliger Offizier und Dichter, der ja

Brehm ist, schreibt ein Buch über Wien. Da erwartet man eine launige Huldigung der „Stadt der Phäaken“, glaubt, jenes Wien zu finden, das heiter und unbefangene einst Jahrzehnte hindurch leben konnte. Aber schon nach dem Durchblättern der ersten Seiten ist man erstaunt, eine so ernsthafte, geopolitische Darstellung, verbunden mit einer hochwertigen Geschichtsauffassung zu finden. Das große Wissen, das Brehm um diese Stadt hat, das er sich aus den Büchern über diese Stadt, aus der eigenen gründlichen Kenntnis der Landschaft, der tiefen Betrachtung der in ihr lebenden Menschen geholt hat, wird, gestützt auf einen wunderbaren Glauben, mit außerordentlichem Gestaltungsvermögen dargelegt.

„Auf der kleinsten Fluß- und Gebirgskarte Europas, ja, auf jedem Globus, kann man auf den ersten Blick jene Stelle finden, an der Wien liegt. Denn diese Stadt breitet sich dort aus, wo der Europa in eine nordwestliche und südwestliche Hälfte teilende Zug der Alpen und der Karpaten so durchbrochen ist, daß der Strom eine ungehinderte Verbindung zwischen Westen und Osten schafft.“ In so eindeutigen Sätzen umreißt Brehm Wiens Lage und sieht aus ihr alle geschichtlichen Ereignisse, alle Rechte und alle Pflichten dieser deutschen Stadt. In der historischen Schilderung dieser Stadt aber weiß er mit besondere Plastik die Römerzeit darzustellen, ja, es ist uns, als ob beim Lesen dieser Seiten eben noch auf dem Hohen Markt und unter den Tuchlauben die trajanischen Soldaten der dreizehnten Legion umhergingen.

Wir erfahren, daß schon zur Zeit des Königs Matthias Corvinus Wien 7000 Studenten hatte, und ich glaube, bei Brehm zum ersten Male den eindeutigen Hinweis darauf zu finden, „daß Europa vor seiner französischen eine italienische Zeit gehabt hat“. Mit knappen Worten durch ein einfaches Zitat einer Anzeige aus dem Jahre 1789 z. B. wird uns das Kunstliebende, die Musikbegeisterung dieser Stadt klar: „In ein hiesiges Herrschaftshaus wird ein Bedienter gesucht, welcher die Violine gut zu spielen und schwere Klavierfonaten zu accompagnieren versteht.“

Immer wieder weiß Brehm die letzte Gültigkeit dieser Stadt durch ihre Künstler, durch ihre Kämpfer, durch ihr ständiges Dasein zu beweisen, und er weiß auch von der

künftigen Sendung, wie es eben nur ein Dichter wissen kann, wenn er sagt: „Es wird ja auch einmal für diese viel duldbende Stadt, für diese tapfer ausharrende Stadt wieder eine große Zeit kommen, und es wird uns nicht mehr bange zu Mute sein, wenn wir den schönsten Turm aller deutschen Dome aus der Morgendämmerung in das weite Land ragen sehen.“

Überblicken wir noch einmal diese vier Schriften, die jede auf ihre Art ein Bestimmtes des südostdeutschen Raumes herausgreifen will, dann erkennen wir die Bedeutung eines solchen Verlagsplanes, der einem Verlag sogar ein besonderes Gesicht geben kann. Wir erkennen noch mehr die Bedeutung des deutsch-österreichischen Raumes und die Taten der deutschen Menschen dieses Raumes. Und wir hören noch einmal Srbik's Wort, das er an den Anfang seiner Schrift

stellt und damit die Erfassung des geschichtlichen Geschehens auf deutschem Boden in seiner Gesamtheit charakterisiert in einer Gesamtheit, die im Schicksal keine Trennung der Grenzen kennt: „Die deutsche Geschichte, an Erhebendem und unfählich Schmerzvollem so reich wie die keines anderen Volkes, kennt keinen ungebrochenen Ablauf staatlichen Werdens und sie widerstrebt aller nur vernunftmäßigen Durchdringung.“

Fred J. Domes.

Geurtich von Srbik: Die Schicksalsstunde des alten Reiches.

Gerhard Neumann: Saint-Germain.

Carl von Barbolff: Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg.

Bruno Brehm: Wien, die Grenzstadt im deutschen Osten.

Verlag Eugen Diederichs.

Vom Leben des Deutschtums in Rumänien

Die letzten Regierungsumbildungen in Rumänien haben auch die Lage des Deutschtums in diesem Lande wieder in die Ereignisse des politischen Interesses einbezogen, denn die rund achthunderttausend in Rumänien lebenden Deutschen, das sind von der Gesamtbevölkerung 4,3 v. H., haben eine größere kulturelle Bedeutung als nach dem Prozentsatz angenommen werden könnte. Allerdings ist auch das Deutschtum Rumäniens seiner inneren Struktur nach in verschiedene Siedlungsgebiete aufgeteilt, deren Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart für den rumänischen Staatsaufbau verschieden war und ist. Als diejenige Gruppe der deutschen Bevölkerung, die den wertvollsten Beitrag für die kulturelle Erschließung des heutigen rumänischen Staatsgebietes geleistet hat, sind die Siebenbürgener Sachsen zu bezeichnen, deren Zahl sich auf etwa 240 000 beläuft. Sie sind bereits zu Beginn des 12. Jahrhunderts von Rhein und Mosel nach Siebenbürgen gezogen und haben in achthundert Jahren aus diesem Lande einen Schutzwall nicht nur gegenüber fremden Völkerstürmen, sondern auch einen Ausstrahlungspunkt für die europäische Kultur gemacht. Für den neuen rumänischen Staat leisteten sie insofern einen großen Dienst, als sie bereits am 8. Januar 1919 auf dem Sachsentag in

Mediasch, also noch vor der endgültigen Grenzziehung durch den Vertrag von Trianon, ihren Anschluß an Rumänien erklärten.

Eine wesentlich jüngere, wenn auch zahlenmäßig stärkere Gruppe stellen die Bauern des Banats dar. Sie leben seit Anfang des 18. Jahrhunderts im Lande und ihre Zahl beläuft sich heute etwa auf 320 000. Die Hauptstadt ihres Siedlungsgebietes ist Temeschburg (Temesvar). Weitere deutsche Siedlungsgruppen bilden die Karpatendeutschen in einer Anzahl von etwa 80 000, die seit dem 15. und 16. Jahrhundert dort ansässig sind und in Czernowitz einen städtischen Hauptpunkt haben. Ebenfalls 80 000 leben in dem früher zu Rußland gehörigen Besarabien, sind dort allerdings erst seit hundert Jahren als Bauern ansässig. Eine größere deutsche Gruppe siedelt auch im Komitat Sathmar, etwa 40 000 an der Zahl. Die Vorfahren dieser Gruppe sind etwa vor 200 Jahren dort eingewandert. Mitte des vorigen Jahrhunderts ließen sich einige tausend Deutsche in Ultrumänien, in der Dobrudscha nieder, ihre Zahl beläuft sich heute auf etwa 8 000. Darüber hinaus gibt es noch etwa 15 000 deutsche Siedler über ganz Rumänien verstreut.

+

Deutscher Sozialismus bricht sich Bahn.

In den Nachkriegsjahren war das Deutschtum in Rumänien noch in einem liberalistisch-kapitalistischen Denken befangen, herrschte noch der krasseste Egoismus und Materialismus, mehrten sich in erschreckendem Maße in den deutschen Reihen Inzucht, Mischehen mit Fremdblütigen, Klassen- und Standsdünkel, Kinderlosigkeit und Trunksucht. Allein das Deutschtum des Buchenlandes ist hier ein warnendes Beispiel: Alle völkischen Wirtschaftseinrichtungen brachen infolge der jüdischen Spekulationsgier völlig zusammen; 120 Millionen Lei Volksvermögen wurde so vernichtet, das gesamte deutsche Schulwesen ging verloren.

Mit der Entwicklung im Reich begann sich auch bei den Deutschen in Rumänien ein Umbruch zu vollziehen. Die junge deutsche Generation fand sich in einer Erneuerungsbewegung zusammen, die den deutschen Sozialismus auf ihre Fahnen geschrieben hatte.

Im Bewußtsein ihrer Verantwortung traten diese Deutschen mit einem großartigen Aufbauprogramm an die Öffentlichkeit. Sie organisierten Nachbarschaften und bauten eine großzügige nachbarliche Hilfe auf, richteten ärztliche Beratungsstellen ein und begannen auf allen Gebieten die furchtbaren Folgen jener Verfallszeit zu beseitigen.

Das Buchenland ist von allen deutschen Siedlungsgebieten das ärmste. Um der Not und dem Elend zu steuern, organisierte man ein großartiges Winterhilfswerk für die notleidenden Brüder und Schwestern des Buchenlandes, das sogenannte Buchenland-Hilfswerk. Erstmals wurde es im Winter 1934/35 durchgeführt und trägt nun in jedem Winter dazu bei, die größte Not zu lindern.

Als im Jahre 1935 eine furchtbare Hungersnot in Besarabien Tausende von deutschen Bauern dahinzuraffen drohte, bewährte sich diese Einsatzbereitschaft; die deutschen Bauern wurden mit Sach- und Lebensmittelspenden unterstützt.

Der deutsche Sozialismus hatte Eingang in die Herzen vieler Tausender von jungen Deutschen gefunden. Diese Jugend bekennt sich heute, über alle sozialen und konfessionellen Schranken hinweg, zu dieser Idee des deutschen Sozialismus. Sie waren es, die 1931 die ersten Arbeitsdienstlager in Ru-

mänien einrichteten. Seitdem hat der deutsche freiwillige Arbeitsdienst — bis zum behördlichen Verbot 1936 — einen unerhörten Aufschwung genommen. Mit dem Leistungskampf zur beruflichen Ertüchtigung erschloß sich die deutsche Jugend ein neues Tätigkeitsfeld. Über 2 000 Jungen und Mädels stellten sich zu diesem ersten Leistungskampf.

+

Genossenschaftswesen im Banat.

In dem Kampf, den das Deutschtum in Rumänien um seine Selbstbehauptung führen muß, geht es um das Schicksal der gesamten Volksgruppe wie auch um Sein oder Nichtsein jedes einzelnen Volksgenossen. Dieser Volkstumskampf beschränkt sich aber nicht allein auf das politische Gebiet, sondern greift in gleichem Maße auf das wirtschaftliche und kulturelle Leben der Deutschen über. Deshalb waren die Deutschen schon frühzeitig bestrebt, alle ihre Kräfte zusammenzufassen in einer Art „Selbsthilfe“, sich zum Wohle der Gemeinschaft einzusetzen und jegliche Zersplitterung zu vermeiden. Bedeutende Selbsthilfeorganisationen schuf sich insbesondere das Banater Deutschtum in seinen Genossenschaften.

Mit der Gründung der Landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft in Temeschburg im August 1931 wurde ein Sozialwerk allerersten Ranges geschaffen, das heute schon weit über die Grenzen seines engeren Wirkungskreises in ganz Rumänien als vorbildlich gilt. Die Leistungen, auf welche die Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft während der kurzen Zeit ihres Bestandes zurückblicken kann, sind erstaunlich. Sie bewirkte eine völlige Umstellung des landwirtschaftlichen Betriebes von der Futtergetreidewirtschaft zu einer verstärkten Viehhaltung. Die Zentralgenossenschaft führte als erster rumänischer Exporteur Schweine nach Italien und Deutschland aus. Während früher für das Banater Deutschtum fast nur der Wiener Markt in Frage kam, erschloß die Zentralgenossenschaft neue Absatzgebiete in der Tschechoslowakei und der Schweiz, in Italien und Deutschland. Sie unterhält heute einen regen Handel mit diesen Ländern und sorgt auf dem Wege von Kompensationsgeschäften durch Einfuhr hochwertiger Zuchttiere für eine ständige Weiterentwicklung der heimischen Landwirtschaft. Auf dem Ge-

biete der Milchwirtschaft war sie bahnbrechend und sorgte durch Gründung von über 60 Molkereigenossenschaften und Errichtung der größten und modernsten Butterei ganz Rumäniens für eine weitere Produktionssteigerung.

Diese bahnbrechende Arbeit einer deutschen Genossenschaft wird von den rumänischen Stellen in ihrer Bedeutung voll gewürdigt und wurde wiederholt als für die rumänischen Genossenschaften vorbildlich und richtungweisend angeführt.

+

Frauenarbeit.

Die Frauen und Mädel der deutschen Volksgruppe in Rumänien sind in dem Anfang 1937 gegründeten „Verein für Mutterschutz“ zusammengeschlossen. Dieser Verein ist hervorgegangen aus den Frauenorganisationen der deutschen Erneuerungsbewegung und fand seine gesetzliche Grundlage in den gerichtlich niedergelegten Statuten.

Rein organisatorisch ist der Verein in verschiedene Ämter gegliedert. So gibt es das Amt für Mädchenfragen, das Amt für Kinder- und Müttererholung, für Mütterberatung, dann die Ämter für Hausindustrie und

Volkskunst, für Werbung, Presse, Propaganda und das Amt für Schulung.

Die tatkräftige und umsichtige Vorsitzende des Vereins, Frau Lydia Müller, ist im Auslandsdeutschtum keine Unbekannte mehr. Mit größter Energie hat sie sich um den Ausbau des Vereins bemüht, der heute nicht allein in Siebenbürgen, sondern auch in den anderen deutschen Siedlungsgebieten des Banats, des Buchenlandes, der Dobrudscha, Besarabiens und Sathmars seine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Die Leistungen, die der Verein für Mutterschutz bisher aufzuweisen hat, sind sehr beachtlich. So haben seit der Gründung schon über 450 Kinder- und Müttererholungen stattgefunden. In allen Siedlungsgebieten hat der Verein mehrere Kinderferienkolonien gegründet, in denen über 200 Mädel in der Betreuung der vielen Kinder freiwilligen Arbeitsdienst leisteten. Daneben wurden unzählige Veranstaltungen, Feste und Feiern durchgeführt.

So ist der Verein für Mutterschutz heute die größte Frauenorganisation der deutschen Volksgruppe in Rumänien, deren Tätigkeit nach streng völkischen Grundsätzen ausgerichtet ist.

Bg.

„Historische“ Revisionen im Baltikum

Die Siege der deutschen Truppen, die das riesige Rußland in die Knie zwangen, ebneten den baltischen Völkern die Wege zum eigenen Staat. Das litauische Volk konnte, als es nach dem Weltkrieg zu einer neuen Staatlichkeit gelangte, die allerdings zu seiner früheren, mittelalterlichen Staatsexistenz weder dem territorialen Umfang noch dem politischen Schwergewicht nach in einem Verhältnis steht, auf eine eigene Geschichte als Staatsvolk zurückblicken. Den Esten und Letten dagegen war bisher der eigene Staat und damit auch eine eigene Geschichte versagt geblieben. Als beherrschte Schicht waren diese beiden Völker nur Objekt der Geschichte ihrer wechselnden Herren. Allen drei Völkern aber war gemeinsam, daß sie — die Litauer durch ihre Union mit Polen in ihrer völkischen Substanz entscheidend geschwächt — ohne jede Hoffnung und auch ohne jedes entschiedene Wollen zum eigenen Staat im Verbande des unermesslichen russischen Staatswesens dahindämmerten, bis

Deutschland das Zarenreich zerschlagen hatte und dann selbst einer Übermacht von Feinden erlag. Eine einmalige, selbst in den kühnsten Träumen nie erträumte Konstellation bot diesen Völkern eine Chance, und sie hatten es verstanden, sie zu nutzen.

Allerdings bleibt es fraglich, ob sie noch die Kraft nach dem Griff zum eigenen Staat gehabt hätten, wenn nicht deutsche Forschung, wenn nicht die Arbeiten deutscher Gelehrter, Dichter und Pastoren besonders auf dem Gebiete der Sprachforschung ihr fast schon ganz geschwundenes Nationalgefühl wieder belebt und ihr nationales Selbstgefühl gestärkt hätte. In bezug auf Lettland und Estland schreibt, um nur eine Stimme anzuführen, Professor Dr. Paul von Sokolowski in seinem Buch „Baltikum — Rußland“: „Vom ersten Tage ihres Auftretens im baltischen Land haben die lutherischen Geistlichen alles daran gesetzt, die Sprache der Eingeborenen zu erkennen und diese noch völlig unentwickelten Idiome soweit auszugestalten, daß in

ihnen alles gelehrt werden konnte, was das Verständnis der Heiligen Schrift erforderte. Durch die Übertragung der Bibel, der Gesangbücher, des Katechismus und anderer religiöser Schriften legten diese Prediger den Grund zu einer estnischen und lettischen Literatur. Indem sie zugleich dem Beispiel der Reformatoren in Deutschland folgten, bemühten sie sich erfolgreich um die Schöpfung einer estnischen und lettischen Volksschule, durch die bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts das Analphabetentum fast völlig beseitigt wurde. . . . Die deutschen lutherischen Geistlichen erblickten schließlich in der Pflege des estnischen und lettischen Volkstums ihre wichtigste Aufgabe, hinter die sogar vielfach die religiösen Ziele, namentlich unter der Herrschaft des protestantischen Rationalismus, zurücktraten."

Ähnlich war es mit Litauen. Es waren Deutsche, die die erste litauische Grammatik geschrieben und dadurch die litauische Schriftsprache geschaffen haben. Ganz bewußt hat man deutscherseits an der Aufrechterhaltung litauischen Volkstums gearbeitet, um es vor der endgültigen Russifizierung zu bewahren. Daß diese Aufklärungsarbeit unter den unter russischer Herrschaft lebenden Litauern nur von Ostpreußen aus geleistet werden konnte, ist ganz selbstverständlich. Friedrich Cock schreibt: „Erst als sich in Tilsit unter der sachlichen und vorurteilsfreien Förderung durch deutsche Wissenschaftler ein Kreis von Intellektuellen bildete, die das litauische Volkstum geistig wieder ans Licht brachte, konnte der Russifizierung Litauens begegnet werden. Die preussische Polizei duldet es, daß viele Tausend Zeitschriften und Bücher in litauischer Sprache über die Grenze nach Rußland geschafft wurden, wo die litauische Sprache streng unterdrückt wurde. In Ragniter, Tilsiter und Heydekruger Druckereien wurden diese Waffen für die Befreiung Groß-Litauens hergestellt."

Heute will man jedoch an den nordöstlichen Westküsten der Ostsee von diesen Voraussetzungen, die die Gründungen der Staaten überhaupt erst ermöglichten, nichts hören. Man will es in Estland und Lettland auch nicht mehr wahr haben, daß die mit den Esten und Letten seit langen Jahrhunderten zusammenlebenden baltischen Deutschen bei der blutigen Abwehr der aus dem Osten andringenden

bolschewistischen Truppen, die schon in den Anfängen ihrer Existenz stark bedrohten Staaten sichern halfen. Und in Reval und Riga sprechen nur noch die Steine der köstlichen Türme und herrlichen Kirchen davon, daß Deutsche es waren, die diese Länder der Welt erschlossen und der Kultur in ihnen die ersten Stätten bereiteten.

Besonders die Letten sind darangegangen, sich eine neue Geschichte zu erdichten, die sich nach Wunschbildern richtet, die aber nicht dem tatsächlichen Gang der Ereignisse im Laufe der Jahrhunderte gerecht wird. Die lettische Geschichtsschreibung steht ganz im Dienste der neuen lettischen Staatlichkeit. Sie ist eine blutleere, willkürliche Konstruktion. Kein Wunder, daß man sich in diesen Staaten bei einer solchen Haltung gegenüber der eigenen Vergangenheit bemüht, alles zu beseitigen, umzuformen oder mundtot zu machen, was an vergangene Zeiten erinnert. Gerade die Deutschen in Lettland wissen hiervon ein trauriges Lied zu singen.

Auch die Litauer haben sich darangemacht, die Geschichte einer Revision zu unterziehen. Auch sie geben sich die denkbar größte Mühe, das „Litauertum“ des Memelgebiets historisch zu beweisen. Dabei vergessen sie, daß der Friede am Melno-See im Jahre 1422 — von diesem Zeitpunkt ab hat das Memelgebiet ununterbrochen innerhalb des deutschen Hoheitsgebietes gelegen — unter Umständen geschlossen wurde, die es dem Litauerfürsten Vytautas nicht verwehrt hätten, vom geschlagenen Ritterorden auch das Memelland zu verlangen, wenn er es für wirklich litauisches Land gehalten oder auch nur den geringsten Anspruch darauf gehabt hätte. Aber nicht nur auf das Memelland erstreckten und erstrecken sich Litauens Absichten. Es gibt in Litauen Historiker und Schriftsteller, die sich ernstlich bemühen, ganz Ostpreußen als ehemals litauisches Land hinzustellen, auf das das litauische Volk ein begründetes Anrecht habe. Bekannt ist ja, das „schlagende“ Argument des litauischen „Rytas“, der in seiner Nummer vom 1. Oktober 1934 alle wissenschaftlichen Forschungsergebnisse mit der Bemerkung abtat, daß „die Behauptungen, die von heutigen deutschen Pseudowissenschaftlern verbreitet werden, daß Ostpreußen nicht litauisch wäre, ganz unglaubwürdig sind; denn ein politischer Hechkopf, ein Adolf Hitler ohne wissenschaftliche Bildung, denkt

sie sich aus, und die deutsche Wissenschaft sucht ihm zu gefallen.“

Es sollen hier nicht Behauptungen widerlegt werden, die tausendfach erhärtet und durch die exakte wissenschaftliche Forschung nicht nur deutscher Gelehrter erwiesen sind. Wir haben auf diese Fragen aber hingewiesen, weil die Haltung der baltischen Völker zu ihrer eigenen Vergangenheit auch ihre Haltung zu den deutschen Volksgruppen, die mit ihnen leben, und darüber hinaus zum ganzen deutschen Volke in vieler Hinsicht erklären. Völker können, ebensowenig wie der einzelne Mensch ihre Vergangenheit korrigieren. Mag eine falsch verstandene Staatsraison das auch als noch so wünschenswert erscheinen lassen. Das baltische Deutschtum und der deutsche Hanseat haben nun einmal in der Geschichte der Ostsee eine hervorragende Rolle gespielt. Sie sind entscheidende Faktoren gewesen, die lange Zeit hindurch das Geschick dieses Raumes bestimmt haben. Und das machtpolitische und kulturelle Schwergewicht, das dem deutschen Volk eigen ist, führt dazu, daß man in Osteuropa auch in Zukunft in jeder Hinsicht mit ihm wird rechnen müssen.

+

Auf dem „Baltischen Historikerkongreß“, der im vergangenen Jahre in Riga stattfand, war die französische Sprache als Verhandlungssprache bestimmt worden. Nichtsdestoweniger wurden von 61 Referaten aber 50 Referate in deutscher und nur 11 Referate in französischer Sprache gehalten. Auch bei den Ausfahrten und bei privaten Aussprachen bedienten sich die meisten Kongreßteilnehmer hauptsächlich der deutschen Sprache.

+

Die Vorbereitungen zu einer Baltischen Woche, die im Jahre 1938 zusammen mit dem IV. Kongreß für Zusammenarbeit der baltischen Staaten stattfinden wird, sind im Gange. Besondere Schwierigkeiten macht die Sprachenfrage. Man hat sich seinerzeit auf die litauische, lettische und estnische Sprache als offizielle Sprachen bei den Tagungen geeinigt. Praktisch aber ist bisher immer entweder die deutsche oder die russische Sprache gebraucht worden, was bei der jüngeren Generation eine gewisse Unzufriedenheit ausgelöst hat. Man will die Sprachenfrage jetzt prüfen und neue Vorschläge von den beteiligten Staaten einholen.

U. R.

Danzig - „Freie Stadt“, Stadt der freien Hanfen!

Die Urheber des Versailler Vertrages sind sich wohl kaum darüber im klaren gewesen, welchen Sinn der Name „Freie Stadt“, den sie dieser ihrer „Schöpfung“ zugelegt haben, in der deutschen Sprache besitzt. Sie scheinen nicht gewußt zu haben, daß diese Namensform in jedem Deutschen unwillkürlich den Gedanken an die altehrwürdige Bezeichnung „Freie Hansestadt“, „Freie Reichsstadt“ hervorrufen muß. Genau so wie die Hanfen und die Bürger der deutschen Reichsstädte ihre „Freiheit“ als Unabhängigkeit von landesherrschaftlicher, partikularistischer, reichsfremder Willkür, als Freiheit im Dienste des Reiches verstanden, ist auch den Danzigern der völkerrechtliche Name ihrer Vaterstadt niemals als Ausdruck etwa einer endlich erlangenen „Freiheit“ vom preussisch-deutschen Reich erschienen, wie das die scheinheiligen Völkerbeglückler der Entente gern wahrgenommen hätten. Die Danziger selbst sahen in diesem Namen ihres Staates bestenfalls den Ausdruck ihrer staatsrechtlichen Unabhängigkeit

von dem neuerstandenen Nachbarstaat, dem sie um ein Haar ebenso anheimgefallen wären, wie die Brüder in ihrer Heimatprovinz Westpreußen. Gewöhnlich jedoch mußten sie diese Bezeichnung „Freie Stadt“ als einen Hohn auf den tatsächlichen Zustand der Unfreiheit, der Abhängigkeit von fremden, deutschfeindlichen Faktoren, der Preisgabe an fremde Interessen und der Knechtung des freien Willens empfinden.

Seit dem Wiedererstarren des Reiches unter Adolf Hitler, seit dem mutigen Vorstoß des Danziger Gauleiters Albert Forster gegen die böswillige Bevormundung eines wieder mündig gewordenen Volkes durch die Genfer Liga ist der Name „Freie Stadt“ wieder zum Programm geworden, zum Programm einer Wiederherstellung der Freiheit und des Rechtes zu nationaler Selbstbestimmung. Die so oft als Not und Beschwerde empfundene ständige Verquickung von Innenpolitik und Außenpolitik, die sich aus dem konstruierten Zustand der Danziger Ver-

trags- und Verfassungslage ergibt, wurde zur Tugend gemacht. Die fortschreitende Befreiung von dem innenpolitischen Joch volksverräterischer Novemberparteien war die Voraussetzung für die außenpolitische Befreiung, mehr noch: die fortschreitende Vollendung des einen Prozesses bedingte die Durchführung des anderen. Eins ist vom anderen nicht zu trennen. Von der Einmischung internationaler Faktoren wurde die Ausschaltung des Völkerbundes in den kühnen und doch diplomatisch abgewogenen Aktionen des Präsidenten des Senats Greiser auf dem Genfer Forum — bis zur faktischen Anerkennung des Danziger Standpunktes durch den Rat der Liga im Januar 1937 — ersochten. Dieser diplomatische Erfolg konnte jedoch erst praktisch wirksam werden durch die fortschreitende Vereinhelligung der Danziger Bevölkerung im Geist und im Rahmen der NSDAP. Erst die freiwillige Selbstauflösung der restlichen Oppositionsparteien im Sommer und Herbst des vorigen Jahres nahmen dem Völkerbund endgültig die Möglichkeit, mit dem angemessenen Rechtstitel der Einmischung in innere Danziger Angelegenheiten etwa erneut hervorzutreten. Damit ist die sogenannte Völkerbundsfrage für Danzig praktisch endgültig erledigt. Wie sich die weitere Entwicklung der Genfer Liga seit dem Austritt Italiens auf ihre Stellung zu Danzig, wo sie ja immer noch einen Vertreter unterhält, auswirken werden, hängt von der Haltung ab, die Polen künftig zu dieser Institution einnehmen wird.

Durch die Ausschaltung des Völkerbundes ist Danzig mehr als bisher ein Teil der unmittelbaren deutsch-polnischen Probleme geworden. Wenn dadurch Danzig in seiner Politik automatisch die Linie der Verständigung zugleich im eigenen Interesse fortführt, so ergibt sich daraus für Polen die Pflicht, die von der Macht und Autorität des Deutschen Reiches garantierte staatliche Selbständigkeit und völkische Lebensfreiheit Danzigs gewissenhafter zu achten als das bisher der Fall war. Das bedeutet nichts anderes, als daß Polen sich endlich dessen bewußt werden muß, daß die Ausnutzung des Danziger Hafens nicht auf Kosten oder Übergehung der deutschen Bevölkerung Danzigs erfolgen kann, sondern nur zu ihrem Nutzen. Denn mit dieser Begründung ist Danzig ungefragt und gegen seinen Willen vom Reich

abgetrennt und zu dem Zugang Polens zum Meere gemacht worden. Wie auch immer die juristische bzw. territoriale Zukunftsgestalt des heutigen „Freistaatgebietes“ aussehen wird — heute schon ist Danzig auf dem Wege sich von dem verlogenen Versailler Begriff der „Freien Stadt“ zu lösen und eine Stadt wahrhaft freier Hansen zu werden.

+

„Nichts vergessen und nichts zugeben“, kann als Motto über die polnische Propaganda gegen Danzig gesetzt werden, die nicht nur von privater Seite, sondern unter stillschweigender Duldung oder tätiger Förderung amtlicher Stellen und einflussreicher Institutionen wie dem „Baltischen Institut“, dem „Westverband“ und der „See- und Kolonialliga“ betrieben wird. Die See- und Kolonialliga gab kürzlich ein „Danziger ABC“ von St. Zaleski heraus, dessen annexionistische Tendenz erkennen läßt, daß der 1933 eingetretene Wandel der Beziehungen zwischen Polen einerseits und Danzig und Deutschland andererseits an diesen Kreisen spurlos vorübergegangen ist. Wenn man berücksichtigt, daß der Verfasser Zaleski Legationsrat an der diplomatischen Vertretung in Danzig unter Herrn Strasburger war, dann weiß man auch, aus welchen Quellen Zaleski sein Danziger ABC gespeist hat. Er erweist sich auch heute noch als ein willfähriger Schüler des Herrn Strasburger, der im Jahre 1937 durch einen neuen Hahausbruch gegen Danzig unter dem Titel „Die Danziger Frage“ von sich reden machte.

Zieht man in diesem Zusammenhang noch die jüngst von Jan Kilariski veröffentlichten Geschichtsfälschungen über Danzig heran, so gewinnt man einen Eindruck von einer polnischen Propaganda, die es ausschließlich anzulegen scheint, die von weitsehenden Staatsmännern des Reiches, Danzigs und Polens eingeleitete Politik der Befriedigung zu torpedieren.

+

Alle zwischen Danzig und Polen abgeschlossenen Verträge und Abkommen enthalten neben den Danzig auferlegten Verpflichtungen auch Pflichten Polens gegenüber Danzig. Einen Vergleich darüber anzustellen, wie bisher beide Teile diesen Verpflichtungen nachgekommen sind, dürfte kaum im Interesse

Polens liegen. Man wird aber zu einem solchen Vergleich angeregt durch die Wirtschaftsbefprechungen, die vom Senat mit den Vertretern der polnischen Wirtschaftskreise geführt wurden, entsprechend der in dem Danzig-polnischen Übereinkommen vom 5. Januar 1937 über die Verlängerung des Hafenprotokolls vom 18. September 1933 von Danzig abgegebenen Erklärung, daß der Senat bereit sei, in Besprechungen mit den in Betracht kommenden polnischen Wirtschaftskreisen die Frage zu prüfen, ob und welche Erleichterungen und Verluste der an dem Verkehr und Umschlag über den Danziger Hafen beteiligten oder eine Beteiligung wünschenden Unternehmungen gewährt werden könne. Mit den wesentlichen Erleichterungen, die der Senat daraufhin den beteiligten Kreisen gewährte, hat der Senat nicht nur sein Versprechen vom 5. Januar 1937 eingelöst, sondern auch grundsätzlich den Willen zu einer loyalen wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit Polen erneut bekräftigt. Aber auch in dem Übereinkommen vom 5. Januar 1937 war die Verpflichtung Danzigs durchaus nicht einseitig. Dem Versprechen Danzigs stand die Erklärung Polens gegenüber, die Frage prüfen zu wollen, ob und wie weit sich ein Anlaufen der Schiffe der polnischen Schiffahrtsgesellschaften in den Hafen von Danzig ermöglichen läßt. Nachdem Danzig sein Versprechen erfüllt hat, ist die Frage nur

allzu berechtigt, wie es Polen damit zu halten gedenkt.

+

Der Danziger Gedenkfeier zum 150. Geburtstag Arthur Schopenhauers am 22. Februar wurde dadurch besondere Bedeutung verliehen, daß der Beauftragte des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP., Reichsleiter Alfred Rosenberg, den Festvortrag übernommen hatte. Dadurch wurde diese Veranstaltung auch für das Deutsche Reich als offiziell anerkannt. Am gleichen Tage erfolgte in der Technischen Hochschule Danzig die Enthüllung einer Schopenhauer-Büste von Lehmann-Siegmundsburg (s. das Kunstdruckblatt in diesem Heft) durch Gauleiter Albert Forster und die Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshaus Schopenhauers in der Heiligen-Geist-Gasse durch Kultus senator Boeck. Im Landesmuseum Oliva wurde durch Gauleiter Forster eine Schopenhauer-Ausstellung eröffnet. Die Veranstaltungen fanden ihren Abschluß durch Vorträge einer Reihe namhafter Schopenhauerforscher des In- und Auslandes, des schwedischen Professors Liljequist-Lund, des Professors Bréhier-Paris, des Vorsitzenden der Schopenhauer-Gesellschaft Dr. Hübscher, des Professors Dr. Zimmer-Heidelberg und von Dr. Paul Feldteller.

R.S.F.

Du mußt wissen, daß

. . . . in der Zeit von 1926—1937 in Posen und Pommerellen 88 008 Hektar deutschen Bodens, aus polnischem Besitz nur 39 040 Hektar nach dem polnischen Agrarreformgesetz zwangsmäßig enteignet worden sind. Das bedeutet, daß von dem unter die Agrarreform fallenden polnischen Grundbesitz bisher nur 9,6 v. H. enteignet wurden, während von dem unter das Gesetz fallenden deutschen Grundbesitz bereits 33,7 v. H. zwangsweise in polnische Hände überführt worden ist. Von der Ansiedlung dieses deutschen Grundbesitzes werden die deutschen Bauernsöhne natürlich ausgeschlossen. Im Jahre 1938 entfallen von 38 000 Hektar aufzuteilenden Grundbesitzes 33 000 auf Posen und Pommerellen, davon 21 000 allein auf deutschen Grundbesitz. Von 60

im polnischen Gesezblatt aufgeführten Gütern befinden sich 41 in deutschen Händen. — Der Parzellierungsplan für 1939 sieht insgesamt über 150 000 Hektar zur Aufteilung vor. In den beiden Gebieten, wo der deutsche Besitzanteil am stärksten ist, Posen und Pommerellen, fallen nach diesem Plan nur 13 000 bzw. 300 Hektar staatlichen, dagegen 25 000 bzw. 14 000 Hektar privaten Besitzes der Aufteilung anheim. Auch aus diesem Plan ist also der einseitige politische Charakter klar ersichtlich.

+

. . . . daß die polnische Presse aller Lager behauptet, daß die Grundsätze der deutsch-polnischen Minderheitenerklärung vom 5. November 1937 für Polen „nichts Neues“ bedeuten, um dadurch von vornherein ihre Ver-

INHALT

	Seite
Der Deutsche im Osten, Plan und Aufgabe	3
Kurt Vorbach: Der jubelnde tschechische Kleinbürger	6
Arthur Schopenhauer: Winternacht	10
Hans Eißow: Arthur Schopenhauer und das Erbe seiner Ahnen	11
Martin Dams: Der Besen	18
Paul Brod: Die Frau des Moortvogts	20
H. Fr. Blund: Danzig	25
Ernst Birke: Schlesiens Wirkungen ins Vorfeld	26
1813	31
Arthur Reiß: Die Macht der Grenze	35
Herybert Menzel: Dörfliche Heimat	40
Sudetendeutsche Kunst	43
Heinz Kindermann: Nordostdeutsche Dichtung	44
Ottfried Graf Finkenstein: Die Mutter, Roman	49
Karl Biererbl: Bayrisches Grenzland	65
Hermann Phleps: Das siebenbürgisch-sächsisches Bauernhaus	70
Detlef Kramhals: Polnische Reise	75
Ludendorff, ein ostdeutsches Symbol	78
Dichter des Ostens	79
Volk und Raum im Osten	83

Das Heimatrecht der Deutschen in Polen — Prag und der Vatikan — Österreich-deutsche Schriften — Vom Leben des Deutschtums in Rumänien — Historische „Revisionen“ im Baltikum — Danzig - „Freie Stadt“, Stadt der freien Hanzen — Du mußt wissen, daß

Die Bildvorlagen sind von:

Eigenes Archiv, Kunstdrucktafel I u. Seite 13, 17; von Dühren u. Henschel, Berlin, Kunstdrucktafel II, III, IV; Hilde Brinckmann-Schröder, Braunschweig, Seite 1, 36, 37, 38, 39; Archiv des Staatl. Landesmuseums Danzig-Oliva, Seite 34; Prof. Phleps Seite 70 ff; Herbert Dczeret, Tilsit, Seite 79; A. Helfrich, Jena, Seite 80; Helmy Hurt-Berlin, Seite 82.

Herausgeber: Wilhelm Jarske

unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: W. Stephan. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig.